

38. Martinstift-Symposium 2010

LebensART – Art des Lebens
Kultur als Lebenselixier von Menschen mit
und ohne Beeinträchtigung

8. Oktober 2010
Brucknerhaus Linz

www.diakoniewerk.at/symposium

Inhalt

Rektorin Mag. ^a Christa Schrauf Begrüßung	5
Mag. Dr. Reinhard Skolek Heilung, Kreativität und innere Bilder	7
Prof. Dr. ⁱⁿ Saskia Schuppener Kreative Kulturarbeit als Basis der Weltaneignung für Menschen mit Behinderungserfahrungen	11
Prof. ⁱⁿ Angelica Bäume Entdecken und fördern	17
Mag. ^a Margarete Salaberger Der Wert des Alltäglichen	23
Prof. Dr. Reinhard Markowetz Teilhabe an Freizeit, Bildung und Kultur – Menschen mit Behinderungen auf dem Weg mitten in die Gemeinden, Städte und Regionen	35
Mag. ^a Gita Šapranauskaitė Zurück in die Gesellschaft durch Kultur	55
Maren Röse / Juliane Geuke Kulturhaus Bienenkorb: Kultur- und Freizeitangebote nicht nur für, sondern auch von Menschen mit Behinderung	57
Alexandra Puchner / Gabriele Stanger KARUBA – eine Insel zwischen Wunsch und Wirklichkeit	65
Die ReferentInnen	69

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber, Verleger:
Evangelisches Diakoniewerk Gallneukirchen
Martin Boos-Straße 4, 4210 Gallneukirchen
Tel. +43 / (0)7235 / 63251-0, Fax: DW 201
Mail: office@diakoniewerk.at
Web: www.diakoniewerk.at/symposion
Redaktion: Mag. Gernot Mischitz
Diakoniewerk 2010 – Alle Rechte vorbehalten

Rektorin Mag.^a Christa Schrauf

Begrüßung

Sehr geehrte Festgäste!

„Kultur ist der Spielraum der Freiheit“, schrieb Dietrich Bonhoeffer im Jahr 1944 als die Freiheit eine verbotene Sehnsucht war. Diese Dimension der Freiheit, die durch Kultur erfahrbar wird, erleben gerade hier in diesen Räumen des Brucknerhauses täglich Menschen in Konzerten durch die Kunst der Musik. Die Gruppe Together hat mit ihrer Musikkunst uns heute morgen beim Ankommen auf diesen Spielraum der Freiheit hingewiesen, der eine Form von Wahrnehmung, Begegnung und Kommunikation ermöglicht, die in einem hohen Maße persönlichkeitsbildend und identitätsstiftend ist und ausnahmslos für alle Menschen einen unverzichtbaren Beitrag zur emotionalen und sozialen Entwicklung darstellt.

Diese Dimension der Freiheit, in die Kultur uns hineinzunehmen vermag, ist ein kostbares Lebenselexier, das den Alltag nicht nur heilsam unterbricht sondern ihn gestalten bewältigen hilft. Kultur ist ein wesentliches Moment der Persönlichkeitsentwicklung, daher darf sie keiner Person vorenthalten werden. Jede und Jeder hat ihre und seine einzigartige Lebensart. Jede und jeder hat das Recht der Partizipation am Kulturgeschehen - unabhängig davon ob sie oder er mit oder ohne Beeinträchtigung lebt - und daher ist es gesellschaftspolitische Pflicht für die Inklusion aller Kultursuchenden und Kulturschaffenden zu sorgen.

Erste erfolgreiche Aufbrüche in diese Richtung hat es hier in Linz im Kulturhauptstadtjahr 2009 mit dem Projekt sicht:wechsel gegeben. Sie liebe Teilnehmende dieses Symposions erleben in der Arbeit mit und in der Begleitung von Menschen mit Beeinträchtigung, wie positiv sich deren kulturelle Teilhabe und noch viel mehr deren eigenes kulturelles Schaffen auswirkt, auf die Betroffenen selber aber auch auf die, die in den Genuss ihrer künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten kommen. Die Theatergruppe Malaria oder die Trommelgruppe, die wir heute noch hören werden, sind dafür eindrucksvolle Beispiele.

Kultur ist Teil der Alltagswirklichkeit aller Menschen, als Möglichkeit, den eigenen Gedanken und Wünschen Sprache zu verleihen, als Chance in eine Welt einzutauchen, die Erfüllung und Freude schenkt, und auf eine Weise berührt, die Hoffnung und Zukunft zum Klingen bringt. Die Chance und Möglichkeit der kulturellen Partizipation, aber auch der Gestaltung der ganz normalen Alltagskultur, der eigenen Lebensart mit ihren Ritualen, darf niemanden vorenthalten werden. Kultur ist ein Menschenrecht, damit dieses allen garantiert werden kann sind leider noch immer Gesetze notwendig, die das einfordern, wie der Artikel 30 der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung aus dem Jahr 2006, die seit 2 Jahren in Österreich in Kraft ist, wo es heißt, dass sich die Vertragsstaaten verpflichten alle geeigneten Maßnahmen zu treffen, um sicherzustellen, dass Menschen mit Behinderungen gleichberechtigt mit anderen am kulturellen Leben teilnehmen können und ihr kreatives und intellektuelles Potenzial entfalten und nutzen können, nicht nur für sich selbst, sondern auch zur Bereicherung der Gesellschaft.

Ich wünsche uns, dass wir selber kulturelle Spielräume der Freiheit immer wieder neu entdecken und wahrnehmen können und sie den Menschen, die dabei Unterstützung brauchen, öffnen und sie bei der Entfaltung bestmöglichst begleiten. Kultur kennt keine Behinderung. Kultur setzt sich über künstlich gezogene Grenzen hinweg, eröffnet ungeahnte neue Räume, in denen Begegnung und Dialog von Menschen stattfindet, die alle eines verbindet und auszeichnet, die ihnen von Gott geschenkte unverlierbare Würde, die es zu schützen gilt.

Mag. Dr. Reinhard Skolek, St. Pölten / Wien

Heilung, Kreativität und innere Bilder

Wenn man Kunstwerke (Theater, Oper, Literatur, besonders Märchen und Mythen, Kinofilme usw.) vergleicht, findet man immer wieder die gleichen Themen und Motive. Es sind uralte existenzielle Themen, die Künstler beschäftigen, wahrscheinlich schon so lange, wie es die Menschheit gibt. C.G. Jung nannte diese Themen **archetypisch**. Es sind zum Beispiel Geschichten vom Kampf des Guten gegen das Böse, von Licht gegen die Dunkelheit, von Macht, Liebe, Treue, Verrat, von Geburt und Tod, von der Schöpfung, vom Ursprung sowie vom Jenseits, von der Suche nach dem Sinn und der Suche nach dem ewigen Leben. Dabei spielen Emotionen eine zentrale Rolle. Ohne Emotion geht gar nichts. Unser Interesse, unsere Motivation, unser Verhalten, unser Denken sowie unser Gedächtnis sind auf das Engste mit Emotion verknüpft. Hätten wir zum Beispiel nach einem Erfolg keine **Freude**, so würden wir das Ereignis rasch wieder vergessen. Wir würden uns auch nicht mehr anstrengen, um wieder erfolgreich zu werden. Wären wir nicht **neugierig**, so würden wir nichts erproben, nichts entdecken, nichts lernen. Hätten wir niemals **Angst** gehabt, wären wir wahrscheinlich schon tot. Gäbe es keine **Liebe**, keine **Trauer**, so gäbe es auch keine festen Bindungen mit Menschen und Dingen.

Es gibt nicht unendlich viele archetypische Themen, aber unendlich viele Ausgestaltungen von ihnen. Die Themen sind zeitlos und kulturunabhängig, die Ausgestaltungen hingegen nicht. Waren zum Beispiel die antiken Helden wie Herakles / Herkules im Bärenfell, mit Pfeil und Bogen bewaffnet und ritten schnelle Pferde, so sind unsere heutigen Helden (Superman, Batman, James Bond) natürlich modern gekleidet, benutzen Feuerwaffen und fahren schnelle Autos.

Hören wir Geschichten, Märchen, Mythen, besuchen wir Theaterstücke oder sehen wir Kinofilme, so nehmen wir Anteil an den Geschichten der Künstler. Wir werden durch die Emotionen der Künstler angesteckt und unsere eigenen ähnlichen Geschichten werden wach. Wir fühlen uns damit nicht mehr allein gelassen, sondern sehen uns selbst im Spiegel des Kunstwerks verstanden, finden in diesem Erklärungen, Zusammenhänge und eventuell Lösungen für unsere Probleme.

Bedeutsame Ereignisse und Interaktionen mit anderen Menschen sind immer mit Emotionen verbunden. Sie hinterlassen Spuren in unserem Gedächtnis. Voraussetzung ist allerdings, dass diese Ereignisse entweder mit besonders starken Emotionen verbunden sind, dann genügt ein einziges Ereignis (Trauma) oder, dass schwach bis unterschwellig wirksame Ereignisse gleicher bzw. ähnlicher Art immer wieder erfolgen (steter Tropfen höhlt den Stein). Dabei geht es um existenzielle Themen wie z.B.: Geborgenheit, Sicherheit, Verlassen werden, Verstanden werden und emotionale Resonanz, Anerkennung, Lob und Tadel, Zuwendung und Interesse, Umgang mit Neugier und Kreativität, Autonomie etc. Dazugehörige Emotionen sind das Gefühl von Geborgenheit, Sicherheit oder Verlassenheit und Einsamkeit, Angst, Zuversicht und Hoffnung, Ärger, Wut, Trauer, Interesse Freude, Selbstwert- und Selbstgefühl.

Menschen erleben existenzielle Situationen in grundsätzlich ähnlicher Art, sie besitzen eine grundsätzlich gleiche emotionale Ausstattung in Form der sogenannten **Basisemotionen** (Freude, Liebe, Angst, Wut, Trauer, Ekel, Interesse etc.) und sie verhalten sich auch ähnlich. Nach Verlust zum Beispiel folgt Trauer, bei Erfolg stellt sich üblicherweise Freude ein. Voraussetzung für diese angeborenen grundsätzlichen Übereinstimmungen sind laut C.G. Jung die **Archetypen**: neuronale seelische Strukturen, die unserem Erleben und Verhalten zugrunde liegen. Sie sind phylogenetisch erworben, populär ausgedrückt „angeboren“, und bilden in ihrer Gesamtheit das **kollektive Unbewusste**, also die Summe der menschlichen Erlebens- und Verhaltensmöglichkeiten. Als Strukturen sind die Archetypen unanschaulich, sie brauchen Bilder um sich ausdrücken zu können. Jede **Kultur** stellt mit ihren Mythen und kollektiven Symbolen, mit ihrer Kunst Bilder zur Verfügung, durch die sich die Archetypen

ausdrücken können. Zwei Beispiele aus der Bibel wären die Geschichten von Kain und Abel sowie von Josef und seinen Brüdern, die sich mit den Emotionen bzw. den Themen Neid und Rivalität beschäftigen.

Der emotionale Zustand eines Menschen kann über dessen **emotionalen Ausdruck**, Körperhaltung, Gestik, Mimik, etc. von anderen wahrgenommen und verstanden werden. Auf diese nonverbale Art kommunizieren wir ständig, oft auch unbewusst und natürlich auch mit Menschen, die sich schlecht oder nicht artikulieren können.

Bedeutsame Ereignisse und Interaktionen mit wichtigen Bezugspersonen (Mutter, Vater, etc.) werden als **Komplexe** (C.G. Jung) im Gedächtnis abgespeichert. Bestandteil eines Komplexes sind nicht nur Emotionen, sondern auch Erinnerungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, entsprechende Gedanken und Erwartungen, die in Zusammenhang mit existentiellen Bedürfnissen stehen. Bekannte Komplexe sind: Mutter-, Vaterkomplex, Neidkomplex, Ödipuskomplex, Minderwertigkeitskomplex.

Wenn Kinder zum Beispiel immer wieder von ihren Eltern hören: „Das wirst du nie begreifen!“, „Lass das, das kannst du nicht!“, „Was soll das?“ etc. dann entwickeln Kinder Minderwertigkeitskomplexe. Wenn Kinder von ihren Eltern nicht verstanden werden, erwarten sie auch später als Erwachsene möglicherweise von allen Menschen ebenso nicht verstanden zu werden (verbunden mit Resignation, Trauer oder Wut entsprechenden Gedanken und Wahrnehmungen). Komplexbedingte Wahrnehmungen sind verzerrt, sie sind so stark von den eigenen Erwartungen bestimmt, dass sich die Realität dagegen nicht durchsetzen kann. So kann es geschehen, dass man verständnisvolle Menschen als solche nicht wahrnimmt, obwohl sie tatsächlich viel verständnisvoller als die eigenen Eltern sind.

Die Komplexe werden in unseren Träumen und Phantasien als innere Bilder, Symbole bzw. Bildgeschichten dargestellt. Diese inneren Bilder werden einerseits aus biographischen Quellen, andererseits durch kulturelle Vorstellungen und Einflüsse gespeist. Verena Kast z.B. weist darauf hin, dass die Emotionen Freude und Hoffnung in vielen Kulturen durch die Vorstellung, das Bild eines göttlichen Kindes symbolisiert werden. In der christlichen Kultur z.B. ist die Geburt Christi zu Weihnachten ein derartiges Symbol.

Durch Träume und Gestalten von inneren Bildern in der **Aktiven Imagination** C.G. Jungs (Malen, Zeichnen, Arbeiten mit Ton und Plastilin, Geschichten erfinden, Theater spielen und andere kreative Tätigkeiten) beschäftigt man sich mit der eigenen Biographie, aber nicht nur mit der Vergangenheit, sondern auch mit der Zukunft, mit eigenen Entwicklungspotentialen. Im Theaterspielen kann man sich in einer bestimmten Rolle erleben und damit eventuell auch Neues und Fremdes ausprobieren. Die Aktive Imagination bietet also nicht nur die Möglichkeit des Selbst-Erlebens und der Selbst-Darstellung, sondern auch der Selbst-Werdung, der **Individuation** im Sinne C.G. Jungs. Voraussetzung dafür ist C.G. Jungs Verständnis der Seele als ein sich selbst regulierendes System mit dem Ziel der Herstellung eines dynamischen Gleichgewichtszustands. Die Seele strebt also einen Gleichgewichtszustand des Wohlbefindens und inneren Friedens, der Zufriedenheit an. Dieser Zustand geht immer wieder verloren und muss dann wieder aufs Neue hergestellt werden. Die wesentlichen Wirkkräfte auf diesem Weg sind die Emotionen, die uns spüren lassen, ob etwas gut oder schlecht für uns ist, erstrebenswert oder zu vermeiden. Daher spielt in der Aktiven Imagination das Erleben und möglichst sinnliche Begreifen der eigenen inneren Bilder die wichtigste Rolle.

Positive Erlebnisse und Begegnungen mit anderen Menschen sowie die Selbstheilungskräfte der Seele bilden wichtige Ressourcen auf dem Weg zur Heilung. Unter **Heilung** versteht Jung **Ganzwerdung**. Man könnte auch sagen, es geht darum, sich selbst ganz anzunehmen, den Zugang zur Gesamtheit des eigenen Wesens (Stärken, Schwächen, positive und auch alle negativen Gefühle) zu finden und das eigene Leben nach den eigenen Möglichkeiten, Begabungen, Interessen und Vorstellungen sinnvoll und zufriedenstellend zu gestalten sowie zu einer eigenständigen Persönlichkeit zu reifen.

Die positive Wirkung der aktiven Imagination wird durch die wohlwollend interessierte, gewährende und verständnisvolle Zuwendung einer Beziehungsperson verstärkt bzw. erst ermöglicht.

Abschließend zitiere ich Verena Kast:

„Der Mensch entwickelt sich nicht aus sich selbst heraus, er braucht dazu eine verlässliche Beziehung zu einem Du. Jedes Ich braucht ein Du, kann aber einem anderen Menschen auch ein Du sein... Man braucht Beziehungen um sich zu entwickeln, und nicht nur Beziehungen zu Menschen, sondern auch zur Welt überhaupt...“

Kontakt:

Mag. Dr. Reinhard Skolek, reinhard.skolek@noe-lak.at

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Saskia Schuppener, Leipzig

Kreative Kulturarbeit als Basis der Weltaneignung für Menschen mit Behinderungserfahrungen

In unserer Gesellschaft nehmen wir es als geradezu selbstverständlich hin, uns im Denken und Handeln an Kategorien und Klassifikationen zu orientieren. So ist uns auch die Dichotomie von „normal“ und „anders“ bekannt und wird aktuell noch in vielen Bereichen des gesellschaftlich-kulturellen Zusammenlebens wirksam. Unter die Kategorie „anders“ fallen meist auch Menschen mit so genannten Behinderungen. Doch welche Vorstellungen ruft der Begriff „Behinderung“ hervor? Was ist unter „Behinderung“ zu verstehen? Welche Bedeutung und Funktion kann *Kultur* im Leben von Menschen mit so genannten Behinderungen haben? Welcher Stellenwert kommt dem künstlerisch-kreativen Wirken von Personen zu, die nach wie vor ihr Recht auf gesellschaftliche und kulturelle Teilhabe erkämpfen müssen, weil es keine Selbstverständlichkeit darstellt? In den folgenden Ausführungen soll versucht werden, auf diese Fragen ein paar Antworten oder zumindest Anregungen zum Nach- und Umdenken zu geben.

Behinderungserfahrungen

Eine so genannte Behinderung ist für Menschen ohne Assistenzbedarf kaum vorstellbar. Vor dem Hintergrund dieser „Kultur des Nicht-Verstehens“ existieren dennoch vermeintliche Notwendigkeiten, Behinderung beschreiben und definieren zu müssen. Während im rechtlichen und medizinischen Kontext meist noch von einem sehr *statischen* Verständnis von Behinderung ausgegangen wird, hat sich in anderen Wissenschaftsdisziplinen wie der Psychologie oder der Pädagogik mittlerweile ein sehr *dynamisches* Grundverständnis von Behinderung etabliert. Demnach wird Behinderung stets auch als gesellschaftlich (mit)verursacht gesehen und es geht weniger um die Dimension des „*behindert seins*“, als vielmehr die des „*behindert werdens*“ (siehe u.a. Niedecken 1989). Ich möchte mich in meinen Ausführungen diesem Verständnis anschließen und von *Menschen mit Behinderungserfahrungen* sprechen. Der Begriff „Behinderungserfahrungen“ muss als intraindividuelle Größe betrachtet werden, d.h. es geht hier um subjektive Erfahrungen betreffender Personen, die untereinander kaum oder gar nicht vergleichbar sind. Behinderungserfahrungen haben eine sehr (persönlichkeits)prägende Wirkung und können aus zwei Perspektiven betrachtet und interpretiert werden (Schuppener 2005b):

1. „Menschen mit Behinderungserfahrungen“ sind in der Vergangenheit umfassend behindert worden und verfügen demzufolge über verschiedenste Narben, die gegenwärtig und perspektivisch Wirkungen hinterlassen [= negativ].
2. „Menschen mit Behinderungserfahrungen“ sind als grundlegend kompetent hinsichtlich der Gestaltung ihrer eigenen Lebensperspektive anzusehen, da sie alleinige Experten bezüglich der Kenntnis ihrer biografischen Erfahrungen sind [= positiv].

Grundsätzlich stehen Behinderungserfahrungen für das Erleben vielfältiger Be-Hinderungen, die eine Person bei der Gestaltung ihres Lebensalltages erfährt. Die Kompetenz, diese Be-Hinderungen/Barrieren zu bewältigen (durch Kompensation, durch Verdrängung, durch Abwehr, durch aktive Auseinandersetzung, durch Aggression, durch Akzeptanz, durch Rebellion usw.) wird von Menschen ohne Behinderungserfahrungen meist gänzlich übersehen bzw. nicht wahrgenommen. Deshalb soll an dieser Stelle betont werden: „Was wir als ‚Behinderung‘ fassen und an einem Menschen gering achten [...], ist Ausdruck einer Kompetenz; Ausdruck der Kompetenz, (autokompensatorisch und autoregulativ) lebensbeeinträchtigende (bio-psycho-soziale) Bedingungen zum Erhalt der individuellen Existenz im jeweiligen Milieu ins System zu integrieren“ (Feuser 1996, S. 20).

Den Behinderungserfahrungen, die eine Person innerhalb ihrer Biografie sammelt, kommt also eine besondere Bedeutung und Wirkung zu: Bei Menschen, die mit erschwerten Entwicklungsbedingungen konfrontiert sind, ist von einem erhöhten Maß an „Alltagskompetenz“ – im Sinne der Auseinandersetzung mit sozialer, emotionaler, materieller ... Benachteiligung – auszugehen. Diese Form der Auseinandersetzung kann über viele verschiedene Wege erfolgen: Ein Weg kann hier auch die Kulturarbeit – und hier speziell das künstlerisch-kreative Tun sein. Dieser Erfahrungs- und Wirkungsbereich kann für Menschen mit Behinderungserfahrungen eine Grundlage für die (Weiter)Entwicklung von Alltagskompetenz im Sinne einer Art „Weltaneignung“ und „Biografiearbeit“ sein.

Kulturarbeit als Methode der Weltaneignung und Biografiearbeit

Jeder Mensch verfügt über ganz persönliche Definitionen von Welt und Wirklichkeit. In Abhängigkeit von diesen individuellen Realitätsentwürfen folgt auch eine Aneignung der Welt höchst subjektiven Gesetzmäßigkeiten und Inhalten.

Aneignungstheorien gehen davon aus, dass der Mensch sich in einem dialektischen Wechselwirkungsprozess seine Umwelt aneignet (siehe Leontjew 1973). Dabei versucht jedes Individuum vor dem Hintergrund seiner jeweiligen Lebensbedingungen eine Kontrolle der Realität und somit eine subjektive Sinnhaftigkeit seines Handelns und Wirkens zu erhalten (siehe Jantzen 1983). Das Ziel sinnerfüllten Denkens und Handelns kann natürlich nur mit *höchst individuellen Weltaneignungsformen* und ebenso individuell verschiedenen Inhalten erreicht werden. Kreative Arbeitsformen können in diesem Zusammenhang sowohl Form, als auch Inhalt von Weltaneignungsprozessen darstellen und bieten ein unerschöpfliches *Subjektivitätspotential*. Sie eröffnen dem Individuum Möglichkeiten subjektiv sinnvollen Tuns, da es sich auf eine eigens gewählte Art und Weise mit eigens gewählten Inhalten auseinandersetzen kann (Schuppener 2006b).

Künstlerische Kreativität bezieht ihre gesamte Wirkung aus der subjektiven Weltsicht eines Individuums. Damit ist Subjektivität auch übergeordnet als Kernmerkmal von Kulturarbeit anerkannt (vgl. Holzbrecher 2008). Über das Miterleben künstlerischer Prozesse, den Genuss künstlerischer Produkte und die Auseinandersetzung mit künstlerischen Persönlichkeiten wird der Austausch unterschiedlicher „Sichten auf Welt“ möglich. Damit haben Kunst und Kultur immer einen *sozialen Charakter*. Der gegenseitige Wirkungseffekt ergibt sich daraus, dass nicht nur die Kreativen, sondern auch das soziale Umfeld Anregungen aus dem künstlerisch-kreativen Vorgang entnehmen kann. Insgesamt hat das künstlerisch-kreative Potenzial von Kulturarbeit die Kraft, zu konstruktiven Konfrontationen und Auseinandersetzungen mit der sozialen Umwelt anzuregen (Wollschläger 1972). Der Wirkungszusammenhang von Kunst und Kreativität im kulturellen Kontext hat eine hohe wechselseitige Beeinflussungspotenz und besitzt eine Art „Türöffnerfunktion“: Kunst und Kulturarbeit sind einerseits auf soziale Anerkennung angewiesen, ermöglichen ihrerseits aber auch die (Weiter)Entwicklung einer *sozialen Kompetenz* des Individuums selbst (Schuppener 2006b).

Den sozialen Bedingungen und Handlungserfahrungen kommt über die gesamte Biografie hinweg eine zentrale Bedeutung hinsichtlich ihres Einflusses auf die Identitätsentwicklung zu. Jedes Individuum entwickelt seine einzigartige *„Identitätsbiografie“* und erlebt unterschiedliche Identitätszustände quantitativ und qualitativ verschieden. Dies geschieht unabhängig von kognitiven oder anderen Fähigkeiten und kann damit losgelöst von individuellen Behinderungserfahrungen betrachtet werden. In den vorangegangenen Ausführungen zum Prozess der Aneignung von Welt wurde schon verdeutlicht, dass *„die eigene Selbstgestaltung und die eigene Selbstfindung“* als zentrale Kräfte einer künstlerischen Kreativität (Brodbeck 2000) verstanden werden können.

Der Zusammenhang von Kunst und Identitätsentwicklung fußt demnach auf der Tatsache, dass ein Drang nach dem Ausdruck durch Kreatives aus dem Inneren einer Person heraus entsteht und folglich auch prägende Bedeutung für das Innere selbst hat (Schuppener 2005a, 2006a). Menschen bevorzugen

Aktivitäten, die es ihnen ermöglichen, ihr *Selbst auszudrücken*, was nach Braun (1999) daran liegt, dass „kreative Leistungen (...) Erfolgserlebnisse und das Bewusstsein einer unverwechselbaren Identität“ ermöglichen (S. 195). „Fotos, Musik oder szenische Darstellungen dienen dem Ausdruck innerer Vorstellungsbilder und damit der Möglichkeit, spielerisch mit ihnen umzugehen, Neues auszuprobieren und Möglichkeitsräume („Wie möchte ich sein/nicht sein?“) auszuloten“ (Holzbrecher 2008, S. 6).

Insgesamt stellt das künstlerische Tun im Rahmen einer Kulturarbeit also ein wertvolles Instrument zur Weltaneignung und Biografiearbeit dar (siehe Schuppener 2006b):

1. Kunst hat die Chance, die Biografie einer Person wesentlich zu beeinflussen und die Einzigartigkeit der Lebensgeschichte eines Individuums bedeutungsvoll zu unterstreichen. Bei Menschen mit Behinderungserfahrungen vermag Kunst besonders zur Kompensation etwaiger Vulnerabilitäten innerhalb der Persönlichkeitsentwicklung und zur Schaffung neuer Perspektiven in verschiedenen Lebensräumen (z.B. Beruf, Freizeit) beizutragen. Damit werden die Selbstreflexions-kompetenzen nahezu zwangsläufig gefördert und es besteht die Chance auf ein neues, ausbalancierteres, stabiles Ich-Erleben.
2. Kunst verkörpert einen „innovativen Nährboden“ für neue Formen der Auseinandersetzung mit sozialen Erwartungen und sozialem Miteinander. Menschen mit Behinderungserfahrungen erhalten hierdurch Impulse für eine neue Art der Selbstdefinition im sozialen Kontext und haben so die Möglichkeit, neue Interaktionskompetenzen zu entwickeln (Schuppener 2008).

Entgrenzung durch kreative Kulturarbeit

Ein weiter gefasstes Verständnis von Kultur versteht hierunter alle Verhaltensmuster des Zusammenlebens von Menschen innerhalb einer Gesellschaft (vgl. Ermert 2009). Demzufolge zeichnet sich unsere Kultur auch durch die Rolle und Teilhabe von Menschen mit Behinderungserfahrungen in unserer Gemeinschaft aus. Es geht diesem weiten Kulturbegriff gemäß um ein normales kulturelles Miteinander in Verschiedenheit. Hier erübrigt sich grundsätzlich auch der Begriff einer „inkluisiven Kulturarbeit“, da dieser Begriff nur benötigt wird, wenn eine Exklusion im Denken Fuß gefasst hat. Kultur lebt von Verschiedenheit, von Einzigartigkeiten, von Besonderem, von Absurdem, von Außergewöhnlichem. Sie lebt vom Staunen, vom Neu-Hinschauen, vom Anders-Denken, vom Verschieden-Wahrnehmen. Alle diese Dimensionen des Erlebens werden im Bereich des künstlerisch-kreativen Wirkens besonders intensiv spürbar. Die Künste im Allgemeinen entsprechen einem engeren Kulturverständnis (Ermert 2009). Kunst lässt neue Formen des Miteinanders und der Kommunikation zu, die bisher gewohnte Formen des gemeinschaftlichen Tuns im Rahmen von Kulturarbeit überwindet.

Dialoge, die über das Medium Kunst erfolgen, haben das Potenzial, bei allen Kommunikationspartnern bedeutungstragende Spuren zu hinterlassen, da sie sowohl *neue Kommunikationformen*, als auch *neue Kommunikationsanlässe* schaffen können. Kunst kann somit für Menschen mit und ohne Behinderungserfahrungen eine neue Form der Annäherung verkörpern. Diese Annäherung kann beispielsweise auch nonverbal erfolgen und sich rein über kreative Mitteilungen oder Prozesse entfalten. Hierin besteht ein wesentlicher Vorteil von Kunst, Musik Tanz, Theater etc. im Vergleich zu anderen Handlungs- und Wirkungskontexten, die nicht selten auf verbale Verständigungsmittel angewiesen sind.

Grundsätzlich verkörpert Kunst von Menschen mit Behinderungserfahrungen durch die Entstehung neuer, positiv geprägter Kommunikations- und Interaktionsanlässe eine wichtige Chance auf ein Mehr an *gesellschaftlicher Teilhabe*. Menschen mit unterschiedlichsten Voraussetzungen wird die Möglichkeit des Aufeinandertreffens in einem Kontext gegeben, der nicht das Handicap einzelner Personen in den Vordergrund stellt, sondern vielmehr die individuellen, kreativen Potenziale und Interessen. Das ermöglicht eine anerkennende, hierarchiefreie Dialogisierung zwischen Menschen mit und ohne

Behinderungserfahrungen, die als Basis für ein *gesellschaftliches Miteinander* gesehen werden muss (Schuppener 2008).

Menschen mit Behinderungserfahrungen erhalten durch kreative Aktivität die Möglichkeit, neue Ausdrucksformen zu nutzen; sie können dadurch ihrer ganz eigenen Sicht von Welt Ausdruck verleihen und somit einen *gesellschaftlich-kulturellen Beitrag* leisten (siehe Theunissen 2004). Die künstlerischen Ausdrucksfähigkeiten von Menschen mit Behinderungserfahrungen zwingen geradezu zu einem Blick, der „genau bei dem ansetzt, über das eine Person verfügt. Dies wahrzunehmen, wie klein es auch ist, bedeutet dem Vorhandenen Aufmerksamkeit zu schenken, nicht Defizite betonen“ (Humbert 2002, S. 9).

Kunst im Rahmen einer Kulturarbeit stellt also ganz klar eine Form der Entgrenzung dar, weil sie nachhaltig zu einem *kompetenzorientierten Gesamtbild* von Personen mit Behinderungserfahrungen beiträgt. Damit werden insbesondere Grenzen im Denken und in der Vorstellung von Menschen ohne Behinderungserfahrungen verschoben bzw. aufgehoben. Ein künstlerischer Beitrag von Autoren, denen man bisher vielleicht unterstellt hat, dass sie zu derartig kreativen, innovativen Leistungen nicht in der Lage seien, kann den Blick auf diesen Personenkreis insgesamt elementar positiv beeinflussen. Voraussetzung hierfür ist, dem künstlerischen Wirken von Menschen mit Behinderungserfahrungen die Möglichkeit zu geben, in unserer Kultur gesehen, gehört, gefühlt – *wahrgenommen* zu werden. Erst dadurch hat Kunst die *Macht der Entgrenzung*, weil Ausdrücke künstlerischen Wirkens zu persönlichen und wertvollen Eindrücken werden.

Dank kultureller Beiträge von Menschen mit Behinderungserfahrungen dürfen Außenstehende an ihrem persönlichen Empfinden, ihrer inneren Wirklichkeit, ihrer subjektiven Weltsicht teilhaben und können diese Chance nutzen, um *Brücken zu bauen zwischen den Erlebniswelten von Menschen mit und ohne Behinderungserfahrungen*. Lässt man sich auf diesen Ausdrucksbereich ein, werden insbesondere auch die eigenen Einstellungen und Theorien über Menschen, die wir als behindert bezeichnen, transparent. Künstlerische Produkte, Prozesse und Persönlichkeiten können wie ein *Spiegel eigener Wahrnehmung und Selbstbegegnung* wirken, indem sie uns veranlassen, subjektive Konzepte über den Personenkreis von Menschen mit Behinderungserfahrungen anhand persönlicher Reaktionen auf Kunst zu reflektieren (Schuppener 2006b, 2008).

Menschen mit Behinderungserfahrungen sollte insgesamt mehr Möglichkeiten zu Lebensäußerungen auf von ihnen selbst gewählten Ausdrucksebenen eingeräumt werden, um ihrem Tun eine subjektive Sinnhaftigkeit zu verleihen. Nur so nähern wir uns dem großen Ziel der Entgrenzung, Heterogenität als Bereicherung wahrzunehmen und inklusiven Denk- und Handlungsstrukturen mehr und mehr Raum zu geben.

„Kulturelle Bildung bedeutet Bildung zur kulturellen Teilhabe“ (Ermert 2009, S. 1). Damit wird deutlich, dass Kulturarbeit eine Schlüsselfunktion im Rahmen der Sicherung gesellschaftlicher Teilhabe von Menschen mit Behinderungserfahrungen darstellt. „Kulturelle Bildung ist also in besonderer Weise prädestiniert, nicht nur zur Entwicklung von Lernbereitschaft und Neugierhaltung beizutragen, sondern auch zur Fähigkeit, gesellschaftliche Ambivalenzerfahrungen weniger als Bedrohung wahrzunehmen, sondern eher als Herausforderung, mit der ‚kreativ‘ umzugehen man als selbstwirksames Subjekt gelernt hat“ (Holzbrecher 2008, S. 7).

Der Künstler Georg Paulmichl hat den Satz geprägt: „Unzählige Lebensarten reihen sich untereinander“ (Paulmichl 1987, S. 75). Dieses Zitat steht beispielhaft für eine anzustrebende optimale Entgrenzung, da hier eine Sozialform beschrieben wird, die Verschiedenheit zulässt und Raum für künstlerische Ausdrücke und Eindrücke schafft. Erst wenn wir es schaffen, unsere Kultur als einen Erfahrungs- und Ausdrucksraum zu begreifen, der keine Dichotomie zwischen „normal“ und „anders“ braucht, können wir uns auf einen vollendeten Kulturgenuß freuen, der uns auf allen Ebenen bereichern wird.

Literatur

- Braun, D. (1999). Handbuch Kreativitätsförderung. Freiburg im Breisgau.
- Brodbeck, K. H. (2000). Mut zur eigenen Kreativität. Freiburg im Breisgau.
- Ermert, K. (2009). Was ist kulturelle Bildung? Bundeszentrale für Politische Bildung:
http://www.bpb.de/themen/JUB24B,0,0,Was_ist_kulturelle_Bildung.html
- Feuser, G. (1996). „Geistig Behinderte gibt es nicht!“. Projektionen und Artefakte in der Geistigbehindertenpädagogik. *Geistige Behinderung*, 35 (1), 18-25.
- Golann, S. E. (1962). The creative motive. *Journal of Personality* 30, 588-200.
- Golann, S. E. (1963). Psychological study of creativity. *Psychological Bulletin* 60 (6), 548-569.
- Haus der Lebenshilfe Braunschweig gGmbH (o.J.). Kommunikation. Braunschweig.
- Holzbrecher, A. (2008). Kulturelle Bildung – ein notwendiger Luxus? Perspektiven für schulisches Lernen. *Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule Freiburg* 1/2008, 6-8.
- Humbert, R. (2002). Kunst und Kreativität von Menschen mit geistiger Behinderung. *Inclusion Europe*.
- Jantzen, W. (1983). Abbildtheorie und Stereotypentwicklung: Ein methodologischer Beitrag zur Diagnose des Lernens und der Persönlichkeitsentwicklung bei schwerstbehinderten Kindern und Jugendlichen. *Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie* 3, 111-158.
- Leontjew, A. N. (1973). Probleme der Entwicklung des Psychischen. Frankfurt am Main.
- Niedecken, D. (1989). Namenlos. München: Piper.
- Paulmichl, G. (1987). Strammgefegt. Geschichten, Märchen und Bilder. Prad.
- Schuppener, S. (2005a). Selbstkonzept und Kreativität von Menschen mit geistiger Behinderung. *Bad Heilbrunn*.
- Schuppener, S. (2005b). Inklusive Voraussetzungen für eine Förderung lebenspraktischer Kompetenzen von Menschen mit geistiger Behinderung. *Geistige Behinderung* 44 (4), 275-285.
- Schuppener, S. (2006a). Kreativitätsförderung von Menschen mit geistiger Behinderung. *Zeitschrift für Heilpädagogik* 57 (2), 52-58.
- Schuppener, S. (2006b). Kreativität und Identität. In: G. Theunissen & U. Großwendt [Hrsg.], *Kreativität von Menschen mit geistigen und mehrfachen Behinderungen. Grundlagen – Ästhetische Praxis – Theaterarbeit – Kunst- und Musiktherapie*. Bad Heilbrunn, 61-72.
- Schuppener, S. (2008). Grenzen öffnen. Kunst als Methode der Weltaneignung und Biografiearbeit für Menschen mit Behinderungserfahrungen. *Infodienst – Das Magazin für kulturelle Bildung*, 87, 8-9.
- Theunissen, G. (2004). Kunst und geistige Behinderung. *Bad Heilbrunn*.
- Wollschläger, G. (1972). Kreativität und Gesellschaft. Neue kreative Methoden am Beispiel der Jugendkunstschule Wuppertal. Frankfurt am Main.

Kontakt:

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Saskia Schuppener

Universität Leipzig
Institut für Förderpädagogik
Professur für Geistigbehindertenpädagogik
Marschnerstraße 29
D-04109 Leipzig
E-mail: schupp@rz.uni-leipzig.de

Prof.ⁱⁿ Angelica Bäumer, Wien

Entdecken und fördern

Bei jedem Menschen gilt es, die ihm innewohnenden Talente und Begabungen zu entdecken und mit Sorgfalt und Verständnis von Elternhaus und Schule zu fördern. Das gilt auch in ganz besonderem Maße bei Menschen, deren Begabungen oft durch ihre geistige und/oder psychische Behinderung gehemmt und versteckt sind, die ihre Wünsche und Sehnsüchte nur schwer oder gar nicht selbst ausdrücken können.

Wie es war

Durch Jahrhunderte war es üblich, dass behinderte Menschen entweder weggesperrt wurden und mehr oder weniger dahinvegetierten, wenn sie nicht gleich bei der Geburt unversorgt blieben und man sie sterben ließ, oder sie, wie in so manchen bäuerlichen Gesellschaften, als Arbeitsklaven – wenn man das so scharf formulieren darf – ausgebeutet wurden. Natürlich gab es auch Gesellschaften, wie im südlichen Italien beispielsweise, wo behinderte Kinder als „Geschenk Gottes“, oder als „Engel auf Erden“ einen besonderen Stellenwert hatten und geliebt und gehegt wurden.

Bis in die 1960er Jahre war dieses Wegsperrn auch in Österreich üblich. Keine Mutter oder kein Vater wäre auch nur auf die Idee gekommen, mit einem behinderten Kind auf die Strasse zu gehen oder gar in ein Cafe oder Gasthaus. Das hat sich Gottseidank geändert und als wir den Film „Kunst von Innen“ gedreht haben und in Linz mit Rosemarie Heidler in ein Restaurant gingen, bekamen wir selbstverständlich nicht nur einen Tisch, sondern eine aufmerksame Bedienung. Und obwohl es in den letzten Jahren möglich ist eine Behinderung bereits im Mutterleib festzustellen, lassen sich viele Frauen auf das Abenteuer mit einem behinderten Kind ein und treiben nicht ab. Auch ist die gesundheitliche Versorgung heute ungleich besser als in früheren Zeiten und man entdeckt neben der - zugegeben großen Belastung - welchen Gewinn nicht nur der Einzelne, sondern die Gesellschaft hat, wenn man den menschlichen Wert und die ganz besondere Kraft dieser Außenseiter erkennt.

Das dunkelste Kapitel

Es hat in den unseligen Zeiten der Nationalsozialisten mit dem Euthanasieprogramm T4 eine der schrecklichsten Vernichtungsaktionen gegeben, und eines der allerschrecklichsten Institute befand sich ausgerechnet im Renaissance-Schloss Hartheim, nahe Linz, wo bekanntlich 30.000 Behinderte vergast oder sonstwie umgebracht worden sind. „Unwertes Leben“ hieß das, und man wollte Menschen, die keinen Gewinn brachten, auch nicht erhalten. Sie wurden sogar als Volksschädlinge bezeichnet, wurden zwangssterilisiert, zu Versuchszwecken in Labors missbraucht und schließlich ermordet.

Wie es sich langsam änderte

Es dauerte lange, bis man nicht nur den menschlichen Wert dieser belasteten Menschen erkannte, sondern auch bereit war ihre Begabungen zu erkennen, sie zu erforschen und zu ergründen. Noch vor 100 Jahren wussten zwar manche Ärzte in den Irrenanstalten – wie das damals noch genannt wurde – sehr wohl um die ungewöhnliche Begabung ihrer Kranken, Walter Morgenthaler in der Schweiz beispielsweise oder Hans Prinzhorn in Heidelberg. Aber diese beiden Ärzte waren eher die Ausnahme, und sie wurden auch von ihren Fachkollegen gehörig angefeindet. Es sollte sich erst nach 1945 und nicht zuletzt durch einen Künstler, den Franzosen Jean Dubuffet, die Ansicht durchsetzen, dass Psychosen und Neurosen oder auch andere geistige Beeinträchtigungen eine künstlerische Begabung nicht stören. Im Gegenteil möchte man sogar meinen, dass sie sich gar nicht unterdrücken lässt, bei der Fülle von Begabungen, die inzwischen weltweit entdeckt wurden.

Seit Leo Navratil in Gugging die zeichnerische Begabung einiger seiner Patienten entdeckt hat, ist es auch in Österreich in vielen psychosozialen Institutionen und Einrichtungen Standard geworden, die Talente der ihnen anvertrauten Menschen zu entdecken und zu fördern. Dabei sind beachtliche Begabungen offenkundig geworden, und durch die Einrichtung von Ateliers, durch kluge Förderung und professionelle künstlerische Leitung sind aus anonymen Patienten selbstbewusste Künstlerinnen und Künstler geworden, deren Arbeiten in Ausstellungen gezeigt, privat und öffentlich gesammelt und teilweise mit internationalen Preisen gewürdigt werden. Weltweit wird diese Außenseiterkunst inzwischen auf internationalen Auktionen angeboten und in speziellen Fachmessen gezeigt.

Anerkennung

Bereits seit 1966 gibt es in Bratislava die Triennale INSITA, abgeleitet vom lateinischen „in situ“ (vor Ort), die sich zu Beginn eher mit naiver Kunst und Volkskunst beschäftigte. Wobei man auf der Suche nach dem geeigneten Begriff für diese Art der Kunst, die ohne Schulung und ohne Vergleiche auskommt und ganz aus dem unmittelbaren Empfinden entsteht, nach verschiedenen Überlegungen wie „Sonntagsmaler“, „Amateure“, „Primitive“ schließlich den von dem deutschen Kunsthistoriker Wilhelm Uhde erfundenen, und von Saint-Exupéry angeregten Begriff „Maler des heiligen Herzens“ („Les peintres du coeur sacré“) wählte. Die INSITA hat sich seither gewandelt und ist, dank ihrer Beiräte und Juroren wie Roger Cardinal und Monika Jagfeld von der Volks- und naiven Kunst zu einem ziemlich streng gefassten Außenseiter- oder Art Brut Wettbewerb geworden. Wobei es höchst erfreulich ist, dass die Ausstellung der ausgewählten Werke mehr und mehr ein internationales Fachpublikum anzieht.

Die in diesem Jahr für die Ausstellung ausgewählten Künstlerinnen und Künstler kommen aus der ganzen Welt, und es muss ziemlich schwierig gewesen sein, aus der Fülle von interessanten Werken die Schau zusammen zu stellen und auch die Preisträger zu ermitteln. Das Ergebnis war höchst eindrucksvoll, und die Ausstellung in der Nationalgalerie im Esterházy Palais in Bratislava umfasste nicht nur die aktuellen, sondern auch die früheren Preisträger, sie zeigte die Sammlung von INSITA und für das Publikum als ganz besondere Entdeckung zwei thematische Ausstellungen, eine mit textiler Kunst von Außenseitern sowie die "magische Architektur", die u.a. natürlich besonders Werke des Schweizer Adolph Wölfli zeigte – dem ersten Außenseiterkünstler, der namentlich und weltweit bekannt geworden ist.

Einen weiteren internationalen Preis, den „euward“, hat die Augustinum Stiftung in München im Jahr 2000 initiiert, um der „aktuellen Produktion geistig behinderter Künstler“ ein professionelles Forum zu bieten. Auch hier wählt eine Jury von bekannten Fachleuten - u.a. Arnulf Rainer - aus den europaweiten Einsendungen die drei besten Künstler aus und stellt ihre Arbeiten in einer Ausstellung im Haus der Kunst in München vor. Im Rahmen der Ausstellungseröffnung werden die Preisträger ausgezeichnet. Sie werden mit Geldpreisen und durch die Publikation eines Kataloges gefördert.

Als Kunstpreis mit internationalem Anspruch hat der „euward“ zum Ziel, das Werk dieser weithin immer noch eher unbekanntem Außenseiter in seiner künstlerischen Qualität zu würdigen. Mit der Auszeichnung werden herausragende Künstler gefördert. Zugleich soll damit ein in jeder Hinsicht außergewöhnliches Schaffen in seiner Bedeutung für die Zeitkultur erschlossen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Die Idee des „euward“ wird seit Beginn getragen von einem siebenköpfigen Kuratorium aus Verantwortlichen des heilpädagogischen Centrums Augustinum und Persönlichkeiten des öffentlichen Kulturlebens. Der Jury gehören Kenner und Experten aus verschiedenen europäischen Ländern an - unter anderen Arnulf Rainer, der ja nicht nur ein profunder Kenner der Szene, sondern schon seit vielen Jahrzehnten ein großer Sammler von Art Brut ist. Begründer und Kurator des Kunstpreises und der Ausstellung ist Klaus Mecherlein, Leiter des Ateliers vom Heilpädagogischen Centrum Augustinum München. Das Heilpädagogische Centrum Augustinum München wurde 1995 gegründet, und das „atelier hpca“ ist eine Einrichtung zur Förderung von Künstlerinnen und Künstlern mit geistiger

Behinderung. Sie umfasst eine Ateliergemeinschaft von zwanzig Künstlern, eine ihr angeschlossene Galerie und die eigene Kunstsammlung. „atelier hpca“ betreut das Schaffen der Außenseiterkünstler und vertritt ihr Werk durch Ausstellungsprojekte und Publikationen.

Zwischen diesen beiden Preisen gibt es Unterschiede: zum einen ist INSITA ein weltweiter Wettbewerb, der EUWARD konzentriert sich auf Europa. Zum anderen ist die Kuratorin des INSITA, Katarina Cierna, Direktorin des Nationalmuseums in Bratislava, wo es kein Atelier oder Kunstwerkstatt gibt, während das Augustinum eine Kunstwerkstatt betreibt, die, wie gesagt, Klaus Mecherlein leitet.

Beide Preise sind einerseits Wegbereiter der öffentlichen Anerkennung der Außenseiterkunst, andererseits sind sie auch intern ein Ansporn für die Ateliers, sich dem Wettbewerb zu stellen, weil es für die Künstlerinnen und Künstler von großer Bedeutung ist, dass sie wahrgenommen werden. Ich habe noch in jedem Atelier erlebt, dass sich die Künstler freuen, wenn man ihre Bilder nicht nur im Atelier bewundert, sondern sie für eine Ausstellung auswählt. Tagelang war Christoph Eder aus der Kunstwerkstatt De la Tour aufgeregt, weil Bilder von ihm in Bratislava im Rahmen von INSITA gezeigt wurden, und er war stolz und posierte bei der Vernissage vor seinen Arbeiten. Ebenfalls Robert Hellerschmid von der Kunstgruppe in Retz: er stand lange vor seinen Arbeiten in der Galerie Peithner-Lichtenfels und versuchte den Vernissagebesuchern seine Bilder zu erklären.

Die Öffnung zur Kunstszene

In der Tradition des "Art Brut", wie sie als Begriff durch Jean Dubuffet begründet wurde und eine internationale Entwicklung zur so genannten „Outsider Art“ nahm, hat sich in jüngerer Zeit die Produktion von Künstlern mit geistiger Behinderung immer mehr als eine eigenständige künstlerische Szene herausgebildet. Betreute Ateliers, die seit den 1970er Jahren überall in Europa entstanden, bieten den Künstlern die Möglichkeit ihre bildnerische Sprache in Kontinuität zu entwickeln. Sie ermöglichen Menschen mit geistiger Behinderung, sich ihrem Talent entsprechend als freischaffende Künstler zu verwirklichen. Ihre ursprünglichen Bildschöpfungen sind ein vitaler Impuls zeitgenössischer Kunst, der sich zunehmend Geltung verschafft und in der öffentlichen Wahrnehmung immer mehr an Wert und Aufmerksamkeit gewinnt.

Entdecken

Wenn es inzwischen europaweit, sogar weltweit, Ateliers und Kunstpreise gibt, hohe Auktionsergebnisse sowie private und öffentliche Sammlungen, so muss dem Entdecken von Begabung ein besonderer Stellenwert eingeräumt werden. Was heißt „entdecken“? Im Grunde nichts anderes als etwas „finden“ und „wahrnehmen“, etwas Besonderes „bemerken“. Manchmal auch „aufspüren“ und vielleicht sogar „erraten“: Das bedeutet, dass die Betreuer ungemein sensibel und geduldig sein müssen, da es von enormer Wichtigkeit ist, ihre Klienten genau zu beobachten und ihnen viel Aufmerksamkeit zu schenken. Das geht nicht von selbst, denn dieses Begleiten, wie ich das nennen möchte, bedarf einer ganz besonderen Begabung. Ich denke, dass auch die Atelierleiter und künstlerischen Begleiter „entdeckt“ werden müssen, denn nicht jeder Künstler, der sich für die Leitung eines Ateliers bewirbt, auch nicht jeder Kunsttherapeut ist fähig, Künstlerpersönlichkeiten im Rahmen von therapeutischen Übungen zu erkennen. Dazu gehört die Bereitschaft sich selbst ganz zurückzunehmen, sich ganz auf die Arbeit im Atelier zu konzentrieren, dabei aber gelassen und ruhig zu sein und kleinste Anzeichen von Besonderheiten bei den Klienten zu erkennen.

Wenn ich vorhin sagte, man muss Begabung „finden“, dann heisst das nichts anderes, als dass man „suchen“ muss. Und wenn man Anzeichen erkennt, muss der ganz besondere Weg des einzelnen Klienten manchmal auch „erraten“ werden. Dazu bedarf es dann vermehrter Betreuung und Begleitung, aber ohne Eingriff in das individuelle Tun. Dazu gehört dann wieder viel organisatorische Disziplin und nicht zuletzt nicht nur künstlerisches, sondern auch psychologisches Wissen. Die Atelierleiter benötigen aber vor allem jenes intuitive Wissen, das man nicht lernen kann, das auch eine

ganz besondere Begabung braucht, um im Umgang mit Menschen, die sich oftmals verbal nicht ausdrücken können, die richtigen Schritte zu setzen und jene Hilfe zu geben, die der Klient braucht. Nur so, so bin ich überzeugt, kann es in den Ateliers zu hoher künstlerischer Qualität kommen.

Fördern

Vom Entdecken zum Fördern ist scheinbar nur ein kleiner Schritt, aber genau dieser ist entscheidend, ob sich in einem Atelier die entdeckten Begabungen auch zu der ihnen möglichen und ihrer Persönlichkeit innewohnenden Qualität und Originalität entwickeln können.

Im Besonderen geht es darum, die Klienten bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Es gilt den richtigen Arbeitsplatz zu finden, Material vorzubereiten, die Technik zu überlegen. Der eine arbeitet gerne mit Ölkreiden, die andere mit Acryl, der eine benötigt für seine Arbeit Papier, die andere Leinwand; es gilt herauszufinden, welche Technik zu den Themen passt, die der Künstler oder die Künstlerin darstellen will, und vor allem, welches Material, welche Technik zu der jeweiligen Person und Begabung passt. Natürlich werden Angebote gemacht, auch der Vorschlag, einmal etwas anderes zu probieren, nicht nur immer mit den gleichen Materialien zu arbeiten. Aber auch das bedarf einer hohen Sensibilität und eines wachen Einfühlungsvermögens – im „erraten“ was der Künstler gerade möchte und braucht. Einer der Atelierleiter sagte mir einmal, er käme sich vor wie in einem Bergwerk, und er müsse „schürfen“, um etwas sehr Wertvolles „abzubauen“.

Bestand „Förderung“ früher – also vor ca 50-60 Jahren – besonders darin, den psychisch und/oder geistig beeinträchtigten Menschen in sogenannten „geschützten Werkstätten“ eine Arbeit zu ermöglichen, so versteht man heute darunter sehr viel mehr und es ist – nicht zuletzt durch Leo Navratil in Gugging – zum Selbstverständnis geworden Begabungen zu suchen und die jeweilige Begabung zu erkennen und eben auch zu fördern. Das kann sehr wohl eine Begabung zum Gärtnern sein oder zum Umgang mit Tieren, aber eben auch eine künstlerisch-schöpferische Begabung. Malen und Zeichnen sind zwar die häufigsten Talente, aber es gibt auch viele geistig und/oder psychisch beeinträchtigte Musiker, Schauspieler und sogar Dichter.

Kunsttherapie

In den psychiatrischen Anstalten und den verschiedenen Institutionen von Lebenshilfe, Caritas und Diakonie wird nach dem Erkennen einer künstlerischen Begabung Kunsttherapie angewandt und die Betreuung in den Ateliers nicht mehr den Sozialarbeitern allein überlassen. Die Kunsttherapie ist eine relativ junge therapeutische Disziplin aus dem Bereich der Therapieangebote, dabei wird hauptsächlich mit Medien der bildenden Kunst gearbeitet. Dazu zählen malerische oder zeichnerische Medien, plastisch-skulpturale Gestaltungen, in letzter Zeit auch fotografische Medien. Durch sie können Patienten unter kluger und professioneller kunsttherapeutischer Begleitung innere und äußere Bilder ausdrücken, in eine Malerei oder Zeichnung umsetzen, ihre kreativen Fähigkeiten entwickeln und ihre sinnliche Wahrnehmung ausbilden.

Die kunsttherapeutische Praxis und Theoriebildung ist mit unterschiedlichen Disziplinen wie z. B. der Kunstwissenschaft, der Psychologie und der Pädagogik verbunden. In den letzten Jahrzehnten haben sich daraus verschiedene Formen und Ansätze der Kunst-therapie entwickelt. Diese haben sich in der klinischen, pädagogischen oder sozialen Praxis etabliert. Besondere Bedeutung hat die Kunsttherapie dabei in den psychiatrischen, psychosomatischen und psychosozialen Einrichtungen gewonnen.

Werkstatt und Öffentlichkeit

So wie sich der direkte Umgang in den Familien und den psychosozialen Einrichtungen mit psychisch und/oder geistig behinderten Menschen geändert hat, so grundlegend hat sich auch die öffentliche Wahrnehmung geändert. Nicht nur in Cafés und Gaststätten, in den Schulen und im Freizeitangebot, sondern besonders im Bereich der zeitgenössischen Kunstszene.

Ein Kriterium der Außenseiterkunst ist der akademisch unausgebildete Künstler, der weder kunsthistorische noch aktuelle Trends kennt und sich in kein Schema einordnen lässt, weil er autonom und ganz seiner eigenen Form und Aussage verpflichtet ist. Originellerweise beschäftigen sich heute sogar viele Künstler mit akademischer Ausbildung mit den Inhalten und Formen von Art Brut und ahmen den scheinbar typischen, ungelassenen Stil der Außenseiter nach.

Auch gibt es Werkstätten, die professionelle Künstler einladen, die mit den Behinderten malen oder fotografieren. Hier ist große Vorsicht angesagt, dass nicht eine unberechtigte kunstgeschichtliche Vorlage verwendet wird, als Ausdruck des Künstlers missverstanden und damit die originäre Begabung des Klienten verdrängt wird. Es geht ja nicht darum, dass einer der Klienten einen Miró oder Matisse nachmachen kann, sondern es geht um seine eigene Welt, die er aus seinem eigenen Inneren herausholt und die einzigartig und authentisch ist. Es ist Vorsicht geboten, um nicht den beeinträchtigten Künstler von der unersättlichen Kunstszene vereinnahmen zu lassen. Behutsame Förderung ja, Anerkennung ja, heraus aus der Anonymität des Kranken und hin zum selbstbewussten Künstler ja. Aber wie im Atelier ist in der Rezeption Sensibilität gefragt und gefordert. Denn auch, wenn die Bilder und Zeichnungen von geistig und/oder psychisch beeinträchtigten Menschen stammen, es sind Werke von Menschen mit einer besonderen Begabung, aber auch mit einer besonderen Sensibilität und Gefährdung. Sie bedürfen unseren Schutz, vor allem aber unsere Achtung und unseren Respekt.

Kontakt:

Prof.ⁱⁿ Angelica Bäumer, angelica.baeumer@gmx.at
Kulturjournalistin, Autorin und Ausstellungsmacherin

Mag.^a Margarete Salaberger, Gallneukirchen

Der Wert des Alltäglichen

Der Themenbereich Kunst und Kultur ist interessant und prickelnd, sticht aus unserem Alltag hervor, es wird damit etwas Besonderes und Außergewöhnliches verbunden. Auf Kunst und Kultur wird viel Augenmerk gerichtet.

In meinem Beitrag zum heutigen Symposium zum Thema „LebensART – Art des Lebens“ möchte ich auf den nicht so populären Aspekt unseres Lebens, auf den gewöhnlichen, schlichten Alltag eingehen.

Der Alltag ist etwas Selbstverständliches, über das man keine Worte verlieren braucht – wir leben unseren Alltag einfach. Bei der Vorbereitung dieses Beitrags stieß ich zwar auf die Disziplin „Kulturanthropologie“, die sich mit Fragen der Alltagskultur beschäftigt, passende Literatur zum Stichwort „Alltag“ konnte ich aber nicht finden.

In seiner Selbstverständlichkeit, Alltäglichkeit betrifft der Alltag alle Menschen, nicht nur eine Auswahl von besonders Begabten oder künstlerisch Interessierten.

Ich möchte mit meinem Beitrag auf verschiedene Facetten und auf die Bedeutung des Alltags hinweisen, ich möchte den Nutzen des bewusst erlebten und gestalteten Alltags für uns und für Menschen mit Beeinträchtigungen hervorheben und damit auf den Stellenwert und die Bedeutung des Alltäglichen hinweisen.

Nicht nur Kunst ist wesentlich und bemerkenswert, auch im Alltag stecken viele interessante Themen, Ziele und Aufgaben.

Dabei drängt sich die Frage auf, nach welchen Werten und Normen wir unseren Alltag gestalten. Wonach orientieren wir uns bei unserer eigenen Alltagsgestaltung?

Und unterscheidet sich der Alltag von Menschen mit Beeinträchtigungen? Was alles bestimmt den Alltag der Menschen, die auf Unterstützung angewiesen sind?

Ich hoffe, dass ich mit meinen Ausführungen einerseits zu allgemeiner Reflexion anregen und andererseits die eine oder andere Idee für die konkrete Betreuungspraxis liefern kann.

Übersicht

1. Alltagskultur – Versuch einer Begriffklärung
2. Welche Werte bestimmen unseren Alltag?
3. Motivation und Entwicklung passiert im Alltag und durch den Alltag
4. Der Alltag ist Grundlage für soziale Beziehungen und soziales Zusammenleben
5. Durch Monotonie und Gleichförmigkeit gibt der Alltag Sicherheit und Orientierung
6. Schlussbemerkungen

1. Alltagskultur – Versuch einer Begriffsklärung

Alltag ist das, was alle Tage stattfindet:

Ein Beispiel-Alltag einer 45-jährigen berufstätigen Frau:

Morgenritual: Aufstehen, Morgengymnastik, Frühstück, Körperpflege.

Arbeit außer Haus: Anforderungen, Kontakt mit Menschen, Konzentration, Leistung.

Nachmittags nach der Arbeit: Umstellen auf eine andere Situation, auf andere Menschen, auf andere Erwartungen.

Häusliche und familiäre Anforderungen, Hausarbeit, Einkaufen, Kochen, Putzen.

Kommunikation mit der Familie, gemeinsames Essen.

Freizeitbeschäftigung: Lesen, Handarbeit, Garten. Medien, Nachrichten, Informationen. Entspannung, Musik. Bewegung, Ausgleich, Sport.

Abendritual: Körperhygiene. Nachtruhe.

Es besteht eine gewisse Regelmäßigkeit in den täglichen Abläufen, wenn auch nicht alle Tage völlig gleich verlaufen. Ergänzt oder unterbrochen wird dieser Ablauf durch Kontakte mit anderen Personen, Besuche von Veranstaltungen, Besorgungen oder Wegfahren. Das Wochenende tritt mit einem etwas anderen Alltag aus dem Werktagsablauf heraus.

Alltäglich ist, was nichts Besonderes ist, was gewöhnlich ist. Das Gewöhnliche hat in unserem Umfeld eine eher negative Wertung, erfährt eine Abwertung. Etwas ist „ja nur alltäglich“, es tritt nicht hervor, ist nicht erwähnenswert. Wir schenken dem Alltäglichen im Allgemeinen keine besondere Beachtung.

Wenn ich mir aber die vielen Aktivitäten und Anforderungen dieses ganz gewöhnlichen Alltags ansehe, finde ich keine der genannten Tätigkeiten unbedeutend. Jede einzelne dieser Tätigkeiten ist wesentlich für das Leben der Person selbst und für das Leben der unmittelbaren Mitmenschen. Jede dieser Tätigkeiten bewirkt etwas Bestimmtes.

Was ist nun nicht alltäglich, was ist der Gegensatz zum Alltag? Etwas Außergewöhnliches, etwas Herausragendes: Urlaub, ganz besondere Feierlichkeiten wie eine Hochzeit, ein besonderes Jubiläum oder ein Begräbnis. Eine besondere Krise, eine Übersiedlung, der Ausbruch einer schweren Krankheit, der Tod eines Menschen oder ein Unfall. Ein besonders freudiges Ereignis wie die Geburt eines Kindes. Ein Ausnahmezustand, der sich von der normalen, alltäglichen Lebenssituation abhebt.

In verschiedenen Lebensbereichen gibt es verschiedene Alltage: den Arbeitsalltag, den Familienalltag, den Schulalltag, den Krankenhausalltag, usw. Charakteristisch für den jeweiligen Alltag ist das Gleichförmige, das sich Wiederholende, das für dieses Umfeld Normale. Ein Alltag weist einen verlässlichen Ablauf auf, der in Gewohnheiten und Ritualen zum Ausdruck kommt.

„Kultur kann nicht als etwas verstanden werden, das menschliches Handeln ‚modifiziert‘ oder ‚moderiert‘, sondern sie ist das, was durch menschliches Handeln in jedem Augenblick geschaffen und verändert wird und zugleich als Kontext dieses Handelns wieder auf [die handelnde Person] zurückwirkt.“ (Allesch, 2000, S 112, zitiert in Öhlinger, 2004)

Kultur ist also der Kontext, innerhalb dessen soziale Begegnungen, Ereignisse, Verhaltensweisen und Prozesse stattfinden.

Die Kulturpsychologie berücksichtigt den Einfluss kultureller Traditionen sowie sozialer Sitten und Gebräuche auf die menschliche Psyche und untersucht daher, wie Psyche und Kultur zusammen wirken, einander bedingen und einander in einem dynamischen Prozess verändern.

Kulturelle Vermittlung impliziert Entwicklung, bei der die Handlungen früherer Generationen in der Gegenwart als spezifischer menschlicher Teil in der Umwelt weiter existieren. Dies verweist auf die hohe Bedeutung sozialer Umwelt für die menschliche Entwicklung, da nur andere Menschen die Bedingungen schaffen können, die für diese Entwicklung notwendig sind.

Durch Kultur wird unser Handeln geprägt, und durch unsere Handlungen verändern wir die Kultur. Alles ist in Bewegung, in gegenseitiger Beeinflussung und Interaktion.

Auch unsere alltäglichen Handlungen werden durch die Kultur, in der wir leben, geprägt. In der Alltagskultur bringen wir die Werte der Gesellschaft, in der wir leben, zum Ausdruck, zugleich beeinflussen wir diese Werte durch unser Handeln. Alltagskultur ist somit ein wesentlicher Teil unserer Kultur.

2. Welche Werte bestimmen unseren Alltag?

Wertorientierungen der Beispielperson

Warum sieht der Alltag der genannten Beispiel-Person gerade so aus, wie oben beschrieben? Ihr Alltag wird möglicherweise durch folgende Wertorientierungen bestimmt:

- Die Erfüllung von Grundbedürfnissen (finanzielle Sicherheit und Gesundheit) ist ein wesentlicher Beitrag für das Wohlbefinden.
- Als soziales Wesen ist der Mensch auf Sozialkontakte und Kommunikation angewiesen.
- Der Mensch lernt und entwickelt sich durch unterschiedliche Tätigkeiten, durch Reize und Anregungen aus der Natur, durch kreatives Gestalten, durch sozialen Austausch, durch Auseinandersetzung mit verschiedenen Frage- und Problemstellungen usw.

Die Berufstätigkeit ermöglicht finanzielle Sicherheit und beinhaltet (im günstigen Fall) auch die Auseinandersetzung mit interessanten Themen und die Möglichkeit etwas zu bewirken.

Im Zusammenleben mit dem Ehemann erfolgen Kommunikation, Austausch, Gespräch, Diskussion sowie Herausforderung in der Bewältigung von Konflikten und Meinungsverschiedenheiten.

Die Unterstützung der pflegebedürftigen Eltern erfordert soziales Engagement. Der Austausch mit dem erwachsenen Sohn bringt neue Sichtweisen.

Die Wohnsituation in einem Haus mit Garten ermöglicht Wohnraumgestaltung nach ästhetischen Gesichtspunkten.

Bewegung, gesunde Ernährung, Körperpflege, Zeiten der Entspannung und des Ausgleichs sollen laut medizinischen Erkenntnissen die Gesundheit erhalten und fördern.

Durch unterschiedliche Freizeitaktivitäten können Tätigkeiten und Interessen gepflegt oder neu gelernt werden, was wiederum zur Entwicklung beiträgt (Natur, Musik, Lesen, handwerkliche Betätigung, kreatives Gestalten, Beschäftigung mit philosophisch-religiösen Fragen ...).

Jede Lebensphase hat ihre eigenen Werte

Entwicklung findet beim Menschen das gesamte Leben lang statt, daher ändern sich auch im Lauf der Lebensabschnitte die Ziele und das Handeln des Menschen. Die unterschiedlichen Zugänge beeinflussen die Alltagsgestaltung entsprechend unterschiedlich:

- die Phase des selbständig Werdens, Gleichaltrigenkontakte, Berufsausbildung und erste Berufserfahrung
- die Phase der Haushalts- und Familiengründung mit Kindererziehung
- die Phase der beruflichen Weiterentwicklung, berufliche Etablierung, Karriere oder Neuorientierung, erwachsene Kinder
- die Phase der Pensionierung und Umorientierung
- die Phase des Alters mit Unterstützungsbedarf
- dazwischen verschiedene Krisen, die zu einer Umorientierung führen können

Die verschiedenen Phasen, Lebensabschnitte und Übergänge beeinflussen unsere Wertvorstellungen, unsere Ziele, unsere Orientierungen. Und aufgrund der unterschiedlichen Wertvorstellungen gestalten wir unser Leben in jeder Phase unterschiedlich.

Der Wertewandel ist nicht nur eine Erscheinung einer neuen Generation, sondern auch die Folge von individuellen neuen Erfahrungen.

Wertewandel entsteht im Menschen durch den Wandel der Bedürfnisse und in der Außenwelt durch die Veränderung der Umgebung (Tatsachen, Strukturen, Gelegenheiten, ...). Er führt zu veränderter Auffassung, Einstellung, Beziehung und zu anderen Prioritäten der Werte.

Im privaten und beruflichen Zusammenleben sind wir gefordert, diese unterschiedlichen Wertorientierungen und die damit verbundenen Diskrepanzen zwischen den Generationen auszuhalten. Vielleicht gelingt es uns auch, sie zu nützen und voneinander zu lernen.

Eine besondere Herausforderung stellt die unterschiedliche Wertorientierung der Generationen im Betreuungsalltag dar, sowohl für die Menschen mit Unterstützungsbedarf als auch für das Betreuungspersonal. Eine 22jährige Bewohnerin hat sehr wahrscheinlich eine andere Vorstellung von der Ordnung in ihrem Zimmer, von der Gestaltung ihrer Kleidung oder vom Einsatz des Handys als ihre 55jährige Betreuerin. Und ebenso spiegelverkehrt: Die Alltagsgewohnheiten einer 55jährigen Bewohnerin werden sich ziemlich von den Alltagsgewohnheiten ihrer 22jährigen Betreuerin unterscheiden.

Wenn eine Person mit Unterstützungsbedarf sich verbal ausdrücken kann, wird sie ihre Vorstellungen auch erklären und einfordern können. Viele der von uns betreuten Personen können ihre Bedürfnisse aber nicht verbalisieren. Sie sind daher umso mehr auf die Aufmerksamkeit des Betreuungspersonals angewiesen.

Wer vermittelt uns Wertorientierungen?

Verschiedene Personen aus dem sozialen Umfeld wie Eltern, nähere und weitere soziale Kontaktpersonen, Arbeitskollegen, Vorgesetzte und andere Personen haben Einfluss auf uns und unsere Wertorientierungen.

Das gesellschaftliche Umfeld, in dem wir leben, hat Einfluss auf Religionszugehörigkeit, Bildungsstand, Wohlstand, politische Einstellung, Geschlechterverhältnis, Lebensverhältnisse (Ehe, Familie, Kinder, Single-Haushalte) usw.

Wechselnde Modetrends beeinflussen Kriterien, die für Kleidung, körperliche Erscheinung und Gesundheit relevant sind.

Gesellschaftliche Trends der Zeit, in der wir leben, sind beispielsweise:

- Immer und überall erreichbar sein. Informationen und Bilder aus aller Welt bekommen. Kommunikationsgesellschaft mit Internet, TV und Mobiltelefon.
- In kurzer Zeit große Entfernungen zurücklegen können. Das Fahren mit dem Auto ist alltäglich. Mobilitätsgesellschaft.
- Es gibt (fast) alles zu kaufen, vieles ist leistbar. Neu kaufen statt reparieren. Kaufen als Beschäftigung und Lustgewinn. Konsumgesellschaft.
- Der einzelne Mensch mit seinen individuellen Bedürfnissen steht im Vordergrund. Individualitätsgesellschaft.
- Wirtschaftliches Wachstum und Erfolg stehen im Vordergrund. Wachstumsgesellschaft.

Diese und noch andere Umfeldvarianten beeinflussen unsere Wertorientierung. In anderen Erdteilen, in anderen Gesellschaftsstrukturen können die das Leben bestimmenden Werte ganz anders aussehen.

Verfestigt und korrigiert werden die Wertorientierungen durch die Erfahrungen, die wir im Laufe unserer eigenen Biografie machen, und ebenso durch die Erfahrungen der Personen, die uns diese Wertorientierungen vermitteln.

Es sollte uns klar sein, dass wir in einen komplexen Prozess der gegenseitigen Beeinflussung involviert sind.

Welche Wertorientierungen werden von MitarbeiterInnen des Diakoniewerks erwartet?

Menschen, die im Diakoniewerk arbeiten, sollen sich neben ihrer persönlichen Lebensorientierung auch nach den christlich-humanistischen Werten orientieren, die im Leitbild des Diakoniewerks und in den Leitzielen der Behindertenhilfe beschrieben sind.

Der Mensch wird nach einem christlich-humanistischen Menschenbild als ein wertvolles Geschöpf Gottes betrachtet.

Nach den Leitzielen der Behindertenhilfe stehen folgende Themen für die Lebens- und Arbeitsgestaltung im Diakoniewerk im Vordergrund:

- „Partnerschaft und Dialog: Partnerschaftlicher Umgang mit Menschen mit Behinderung setzt Dialog voraus und fördert die Persönlichkeitsentwicklung. Es ist unsere Aufgabe auf individuelle Kommunikationsmöglichkeiten und -bedürfnisse einzugehen.
- Bedürfnisorientierung und Individualität: Wir wollen die Bedürfnisse der Menschen, die bei uns leben und arbeiten, wahrnehmen und sie bei der individuellen Entwicklung begleiten. Dies wird in kleinen Einheiten begünstigt.
- Sicherheit und Schutz: Menschen mit Behinderung sollen bei uns ein Zuhause finden, sich geborgen und sicher fühlen. Wir verpflichten uns, ihre Rechte zu wahren und sie vor Benachteiligungen zu schützen.
- Förderung von Kompetenz und Selbstbestimmung: Wir begleiten Menschen mit Behinderung darin, Kompetenzen und Selbständigkeit zu entwickeln. Sie sollen ihr Leben in dem ihnen möglichen Maß eigenverantwortlich führen und gestalten können. Besonders für Menschen mit schwerer Behinderung sind Möglichkeiten der Selbstbestimmung zu erkennen und zu

verwirklichen. Wir sehen es als unsere Verantwortung, die Bildung von Interessensvertretungen zu unterstützen und mit den gewählten InteressensvertreterInnen zusammenzuarbeiten.

- **Entwicklungsorientierung:** Unsere Hilfe für Menschen mit Behinderung ist auf ihr Lebensalter abgestimmt und baut auf ihren Fähigkeiten auf. Dies beinhaltet eine Ausgewogenheit von Förderung und Hilfestellung. Unsere Angebote orientieren sich an einem normalen Alltag und Lebenslauf. Dies bedeutet auch das Bemühen um Integration in allen Lebensbereichen wie Wohnen, Arbeiten, Freizeit, Bildung und soziale Beziehungen.
- **Inklusion:** Im Mittelpunkt steht die Person. Wir unterstützen Menschen mit Behinderung in ihrer Individualität unter Berücksichtigung ihrer Wünsche und Bedürfnisse, ihren Möglichkeiten und Interessen. Im Sinne der Inklusion streben wir ein regionales, gemeindenahes Umfeld an, das Selbstbestimmung, Teilhabe und gegenseitiges Kennenlernen selbstverständlich macht.“

(Leitziele Behindertenhilfe, www.diakoniewerk.at)

Ein undurchsichtiger Werte-Dschungel!

Nun lebt der einzelne Mensch nicht isoliert, sondern eingebettet im sozialen Umfeld. Das Zusammenleben erfordert eine gewisse Abstimmung der eigenen Wertvorstellungen mit denen der näheren und ferneren Mitmenschen. Eine besondere Herausforderung stellt dabei das Zusammenleben in einer Betreuungsinstitution dar. Mehrere Menschen mit Beeinträchtigung leben oder arbeiten zusammen und werden von einer Gruppe von MitarbeiterInnen begleitet. Jeder einzelne Mensch bringt seine individuellen Werte mit, die mit den Werten des sozialen Umfelds in Konflikt geraten können.

Welcher Wert ist von größerer Bedeutung und deshalb für die konkrete Alltagsgestaltung der Menschen in der Betreuungssituation ausschlaggebend?

Der Wert der Politik? Der Wert des Kostenträgers? Der Wert des Vorstands? Der Wert der Leitung? Der Wert des Betreuungspersonals? Der Wert der Angehörigen? Der Wert der Menschen aus der näheren und weiteren Nachbarschaft? Der Wert des Menschen mit Beeinträchtigung?

Der Wert der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft? Der Wert der älteren oder der jüngeren Generation?

Christliche Werte? Humanistische Werte? Der Wert einer areligiösen Lebensorientierung?

Werte der Konsumgesellschaft? Werte der Bewegungsgesellschaft? Werte der Mediengesellschaft? Werte der Globalisierungsgesellschaft? Wirtschaftliche Wachstumswerte?

Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit bei dieser Aufzählung zu legen, erinnert mich die Fülle bereits an einen undurchschaubaren Dschungel.

Wie sollen wir uns da noch zurechtfinden und wissen, wie wir unseren Alltag oder den Alltag der uns anvertrauten Menschen mit Beeinträchtigung am besten gestalten sollen?

Wir reden von unserer Alltagsgestaltung – aber: Inwieweit können wir unseren Alltag auch wirklich selbst gestalten? Wir leben als kleines Rädchen in einem Netzwerk und werden bestimmt von verschiedenen Einflüssen und Abhängigkeiten.

Und wie sieht es für einen Menschen aus, der mehr als wir auf Unterstützung angewiesen ist und in einer Einrichtung der Behindertenhilfe lebt und begleitet wird? In welchen Bereichen kann dieser Mensch seinen Alltag selbst gestalten?

Er kann sich in der Regel nicht aussuchen, mit wem er in einer Wohngemeinschaft zusammenlebt. Er kann sich sein Betreuungspersonal nicht aussuchen. Er kann sich derzeit nicht einmal aussuchen, in

welcher Einrichtung der Behindertenhilfe er betreut werden soll, sondern muss froh sein, nach meist langer Wartezeit überhaupt einen Platz zu bekommen.

Wenn ein Mensch schließlich einen bestimmten Betreuungsplatz bekommen hat, dann bringt er seine eigenen Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten mit. In der Einrichtung sind zusätzlich noch folgende Faktoren wirksam:

- die Bedürfnisse, Lebensgewohnheiten und Wertvorstellungen der anderen betreuten Menschen
- die Vorstellungen und Wertmaßstäbe der Eltern und Angehörigen
- die Wertvorstellungen des Betreuungspersonals, die einerseits geprägt sind durch ihre eigenen Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten, aber auch andererseits durch
- die Wertvorstellungen der Leitung
- die Vorgaben des oberen Managements der Einrichtung (Kostendeckung)
- die Vorgaben der Qualitätssicherung der Einrichtung (Mindeststandards)
- die Vorgaben des Kostenträgers (größtmögliche Transparenz und Qualität bei möglichst hoher Ökonomie)
- die gesetzlichen Bestimmungen (Ausbildungserfordernisse für bestimmte Betreuungshandlungen, Dokumentationsvorgaben)

Für das Betreuungspersonal heißt es, einen lebhaften Mittelweg zu finden und Prioritäten zu setzen.

3. Motivation und Entwicklung passiert im Alltag und durch den Alltag

Der Mensch entwickelt sich sein ganzes Leben lang, neue Handlungen werden gelernt, bestehende Handlungen oder Verhaltensweisen werden variiert. Für diese Entwicklung braucht er vielfältige Anregungen und die Möglichkeit, Erfahrungen zu sammeln.

„Ein nach klinisch-funktionalen Gesichtspunkten konzipierter Lebensraum, der als kühl, trostlos, reizarm, abstoßend und langweilig erlebt wird, erzeugt destruktive Wirkungen. Folglich zielt die ästhetische Praxis auf seine Veränderung, auf eine Umgestaltung der Lebenswelt nach ‚ästhetischen Gesichtspunkten‘ (z.B. durch Raumteiler, Nischen, Mattenpodest mit Baldachin, Blumenbänke, Tastwand als Erfahrungsfeld der Sinne). Das ‚Schöne‘ steht hier für Angebote bzw. für eine Lebensraumgestaltung, die der Bedürfnislage und der Handlungskompetenz der behinderten Menschen entsprechen, also ‚passend‘ sein müssen, so dass sich der einzelne in der gestalteten Lebenswelt als ‚ganzer‘ Mensch wiederfinden kann. Physisch-psychisches Wohlbefinden als Motor einer gelungenen Persönlichkeitsentwicklung kann nur dann erwartet werden, wenn das Alltagsleben in sinnvolle Zusammenhänge eingebettet ist und sinnvolle Erfahrungen in sich birgt. Hierzu zählt freilich auch die menschliche Arbeit, die im Idealfall mit dem ästhetischen Tätigsein identisch sein kann.“ (Theunissen S 139)

Jedes Individuum hat eine Lerngeschichte, in der der Umgang mit den Dingen der Wirklichkeit eingeübt wird. Hier steht einerseits die Bewältigung von praktischen Lebensanforderungen im Vordergrund: Wir nehmen Nahrung zu uns, wir ziehen uns Kleidung an, wir ordnen Dinge in ein System ein, um sie wiederzufinden. Andererseits beinhaltet unser Handeln aber auch ästhetische Gesichtspunkte. Ästhetisches Handeln entsteht aus dem Bedürfnis des Menschen, seine Umwelt zu gestalten, und orientiert sich nicht primär am Gebrauchswert von Gegenständen, sondern an deren Schönheit. Durch die Gestaltung unserer alltäglichen Lebensanforderungen haben wir die Möglichkeit, uns ästhetisch weiterzuentwickeln.

Wohnen und Wohnraumgestaltung

Das Gestalten des Wohnraums bietet eine Vielzahl ästhetischer Möglichkeiten. Verschiedene Bereiche in der Persönlichkeitsentwicklung werden davon berührt:

Dekoration und farbliche Gestaltung des Wohnraums ermöglicht vielfältige Sinneseindrücke und dadurch allgemeine Wahrnehmungsförderung, die vor allem wichtig für Personen ist, die eine anregende Umwelt brauchen.

Für Personen mit Wahrnehmungsverarbeitungsstörungen kann dagegen eine lebendige Wohnraumdekoration Reizüberflutung und damit eine Überforderung bedeuten. Hier braucht es beruhigende Gestaltungselemente.

Das Schaffen von Nischen und Rückzugsmöglichkeiten und die Anordnung der Möbel hat auf das soziale Zusammenleben in einem Wohnbereich entscheidende Auswirkungen. Vor allem das Zusammenleben in einer Gruppe kann mit geeigneter Raumeinteilung und Möblierung wirksam beeinflusst werden.

Geeignete Einrichtung erleichtert das Erlangen von Ordnung und Übersicht. Was gehört mir? Wo kann ich meine Dinge sicher aufbewahren und sammeln? Welcher Anspruch an Sauberkeit und Ordnung ist wichtig für meine persönliche Orientierung und Entwicklung?

Ernährung

Die Auseinandersetzung mit Ernährung ermöglicht vielfältige lebenspraktische Betätigungsfelder und damit Entwicklungsmöglichkeiten:

Planen der Essenszubereitung, Einkaufen, Kochen, Tischdekoration, Ordnung und Sauberkeit in der Küche, Vorratshaltung, ...

Die ästhetische Gestaltung der Nahrung nach optischen und olfaktorischen Gesichtspunkten (Sehen, Riechen, Schmecken).

Die Auseinandersetzung mit Gesundheit, mit Menge und Zusammensetzung der Nahrung.

Schließlich beinhaltet die Ernährung eine wesentliche soziale Komponente: Essen als Gemeinschaftsaktion, Essen als Teil der Feierkultur, Essen als Teil der Beschäftigungsangebote wie Kaffeehaus- oder Gasthausbesuche.

4. Der Alltag ist Grundlage für soziale Beziehungen und soziales Zusammenleben

Alltäglich gestalten wir unser Zusammenleben, wir orientieren uns aneinander, lernen voneinander, helfen und unterstützen einander.

Der Mensch lernt in seinen sozialen Beziehungen, er ist angewiesen auf soziale Zugehörigkeit. In gemeinsamen Tätigkeiten des Alltags drückt sich diese Zugehörigkeit aus.

Die Förderung von Kommunikation ist dabei ein wesentlicher Schritt.

„Kommunikation beginnt also damit, dass Menschen ‚sich zeigen‘, dass ihr eigener Stil, ihre Art, sich zu bewegen, sich zu kleiden und zu verhalten, sichtbar wird. Sie drücken sich, ihre eigene Art dadurch aus. ... Was ich ausdrücke, wird beim anderen zum Eindruck. Nicht nur

Säuglinge und Menschen mit schweren Behinderungen drücken über Körperhaltung, Stimme, Atemfrequenz aus, was sie bewegt, interessiert oder ängstigt. Wir alle behalten diese Kommunikationsformen lebenslang bei, manchmal versuchen wir sie sogar noch als Erwachsene zu verfeinern, wenn wir beispielsweise üben, mit welcher Körperhaltung und Stimme wir uns bewerben, einen Vortrag halten oder eine Verhandlung führen können. Die Kommunikation wird so vielfältiger und auch eindeutiger, vor allem was ihre Intention angeht. Durch Gestik, Mimik, Körperhaltung etc. lassen wir erkennen, wie etwas gemeint ist, was wir gesagt haben. Grundlagen der Kommunikationsförderung werden deshalb dadurch gelegt, dass Menschen angeregt werden, sich auszudrücken, zu tun, was sie möchten und zu zeigen, wie es ihnen geht.“ (Klauß S. 240)

Körperhygiene und Kleidung sind Ausdruck der eigenen Identität. Wer bin ich? Wie bringe ich meine Persönlichkeit zum Ausdruck?

Soziale Komponente: Möchte ich mich so kleiden, dass ich in meiner Umgebung auffalle oder eher unscheinbar bleibe? Durch mein Äußeres wirke ich im sozialen Miteinander. Zu welchem Anlass kleide ich mich wie (praktisch oder schön oder beides)?

In gemeinsamen Feiern kommt eine soziale Zusammengehörigkeit zum Ausdruck. Geburtstagsfeiern, Begrüßungs- und Abschiedsfeiern, religiöse Feiern. Feste im Jahreskreis bieten zusätzlich Orientierung im Zeitablauf: Was kommt dann? Beim Begräbnis wird gemeinsam Abschied genommen, Erinnerungen werden geteilt, der Trauer über diesen Abschied wird Raum gegeben.

Auch wenn die religiöse Komponente mancher Feste nicht für alle Menschen von Bedeutung ist und bei manchen vielleicht sogar Ablehnung hervorruft, die soziale Bedeutung für Menschen mit Behinderung spricht jedenfalls dafür, auf die Fest- und Feiergestaltung im Alltag großes Augenmerk zu legen

5. Durch Monotonie und Gleichförmigkeit gibt der Alltag Sicherheit und Orientierung

Wie eingangs erwähnt, zeichnet sich der Alltag durch seine Gleichförmigkeit aus, eben durch seine Alltäglichkeit.

Etwas, das üblicherweise immer gleich abläuft, vermittelt Sicherheit. Man kann sich auf den Ablauf verlassen. Man braucht nicht täglich einen neuen Plan, eine neue Herangehensweise, man braucht sich keine besonderen Gedanken über den Ablauf zu machen. Man kann sich orientieren, man weiß, was nachher kommt.

Gerade Menschen mit Beeinträchtigung sind auf sichere Abläufe angewiesen. Sie brauchen Unterstützung beim Finden ihrer Orientierung und Struktur im Leben. Das Leben in einer Betreuungseinrichtung bringt den Menschen leider auch ungewollte Unsicherheiten durch den Personalwechsel, der sich nicht vermeiden lässt. Eine stabile Alltags- und Umfeldgestaltung hilft den betreuten Menschen meist über diese Unsicherheiten hinweg.

Gleichförmigkeit hat neben ihrer positiven Bedeutung aber auch eine Schattenseite: Sie wirkt zementierend. Sie verstellt die Sicht auf mögliche Alternativen, auf Erneuerung, auf Verbesserung.

Wenn jedoch der alltägliche Lebensablauf mit seinen sozialen Beziehungsmöglichkeiten ausreichend Sicherheit und Struktur bietet, dann ist es auch möglich, wie vom sicheren Hafen aus, punktuelle Veränderungen zuzulassen. Denn entwickeln kann sich der Mensch nur, wenn auch immer wieder neue Herausforderungen und neue Erfahrungen im Leben stattfinden.

Der vertraute Alltag mit seinen gewohnten Abläufen, seinen bekannten Beziehungssystemen und seinen sicheren Strukturen kann somit einen Rahmen darstellen, in dem Entwicklung und Veränderung möglich ist.

6. Schlussbemerkungen

Wie können wir im Dickicht des Werte-Dschungels den Weg finden, der für die Menschen, die uns anvertraut sind, der beste ist?

Folgende Fragen können Wegweiserfunktion haben:

Was will die Person selbst? Und: Warum will die Person das gerade auf diese Weise?

Überall, wo Menschen etwas tun, verfolgen sie bewusst oder unbewusst einen Wert, d.h. sie wollen etwas. Je stärker sie etwas wollen, desto höher ist der dahinter stehende Wert. Die Frage „Warum willst du das (so), warum wird diese Entscheidung bevorzugt?“ führt zum Bewusstmachen der Werte.

Der personenzentrierte Ansatz basiert auf der Überzeugung, dass jeder Mensch grundsätzlich auf Wachstum und Selbstaktualisierung ausgerichtet ist, und bietet uns eine Vielzahl von konkreten Anregungen für die Betreuungspraxis:

- Grundeinstellung im Umgang mit anderen Menschen:
 - Wertschätzung der anderen Person
 - Einfühlung in die spezielle Situation der anderen Person
 - Ernstnehmen der eigenen Emotion und Echtheit im Umgang mit der anderen Person
- Ermöglichung und Förderung der Selbstbestimmung von Menschen mit Beeinträchtigung
- zuhören und ernst nehmen: auf ihre Lebensgeschichte eingehen
- von der Normalsituation ausgehen – Bezug zur Realität fördern
- Erfahrungen ermöglichen und auf das Erleben eingehen
- Ermutigen
- klar informieren

Eine Voraussetzung für diesen „person-orientierten Zugang“ ist die Auseinandersetzung mit den eigenen Wertvorstellungen, die Selbstreflexion.

Wer bin ich? Was ist mir warum wichtig?

Welche Werte werden von meinem Umfeld an mich herangetragen?

Welche Wertvorstellungen hat die Person, für die ich zuständig bin, und wie gehe ich damit um, wenn sich diese von meinen Überzeugungen unterscheiden?

Wesentlich für die Umsetzung ist auch die Abstimmung der Zugänge im Betreuungsteam und die Abstimmung mit den Anforderungen der Organisation.

Die Gestaltung des Alltags mit seiner Unzahl an Themen ist also keineswegs nur nebensächlich und unspektakulär, sondern ein wesentlicher Bereich im Leben aller Menschen und insbesondere der Menschen mit Unterstützungsbedarf.

Im Alltag geht es um kulturelle Gestaltung, um Beziehungsgestaltung, um Lernen und Entwicklung.

Daher muss das Thema Alltagsgestaltung sowohl in der Aus- und Fortbildung enthalten sein, als auch in den Abläufen und Konzepten der Betreuungseinrichtungen.

Die meisten von Ihnen hier im Saal sind alltäglich gefordert, an dieser vielschichtigen und komplexen Aufgabe der Alltagsgestaltung für die Menschen mit Unterstützungsbedarf wesentlich mitzuwirken. Ich wünsche Ihnen dabei viel Kreativität und Gestaltungsfreude!

In den angeführten Büchern können Sie viele Anregungen zur Alltagsgestaltung finden.

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit!

Literatur:

Klauß, Theo (2005): Ein besonderes Leben. Grundlagen der Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. Ein Buch für Pädagogen und Eltern.

Leitziele der Behindertenhilfe. www.diakoniewerk.at

Öhlinger, Gabriele (2004): Ungeschminkt. „Blaue Hunde“ und „Theater ecce“ – Integrative Tanz- und Theaterprojekte von Menschen mit besonderen Bedürfnissen und Fähigkeiten. Dissertation.

Pörtner, Marlis (2003): Brücken bauen. Menschen mit geistiger Behinderung verstehen und begleiten.

Pörtner, Marlis (2008): Ernstnehmen Zutrauen Verstehen. Personenzentrierte Handlung im Umgang mit geistig behinderten und pflegebedürftigen Menschen.

Theunissen, Georg (1997): Basale Anthropologie und ästhetische Erziehung. Eine ethische Orientierungshilfe für ein gemeinsames Leben und Lernen mit behinderten Menschen.

Kontakt:

Mag.^a Margarete Salaberger, m.salaberger@diakoniewerk.at

Prof. Dr. Reinhard Markowetz, Freiburg im Breisgau

Teilhabe an Freizeit, Bildung und Kultur – Menschen mit Behinderungen auf dem Weg mitten in die Gemeinden, Städte und Regionen

1. Einleitende Zusammenhänge

In unserer, von Umbruchserfahrungen gezeichneten spätmodernen Gesellschaft (vgl. Keupp et al. 2002, 45f.) hat die Bedeutung der Freizeit stark zugenommen. Auf der Suche nach Ordnung (vgl. Dahrendorf 2003) und der verlorenen Sicherheit in Zeiten einer Weltrisikogesellschaft (vgl. Beck 2007) ist der Lebensbereich Freizeit nicht mehr wegzudenken.

Bei der Beantwortung der Frage, wie wir zukünftig arbeiten werden (vgl. Giarini/Liedtke 1998) spüren wir das Verpuffen des Mythos Arbeit und diskutieren Freizeit immer mehr als Ersatz von Arbeit (vgl. Prahl 2002, 35ff). Die Erosion der Arbeitszeit wird rapide das Budget an täglich frei verfügbarer Zeit erhöhen. Bei einem Lebenszeitbudget von durchschnittlich 660.000 Stunden (100%) macht der Anteil an 'freier Zeit' etwa 350.000 Stunden (53%) aus, 220.000 Stunden (33%) verschlafen wir, für die Ausbildung benötigen wir 30.000 Stunden (5%) und für den Beruf wenden wir 60.000 Stunden (9%) auf (vgl. Zellmann 2002, 113ff). Experten gehen davon aus, dass es spätestens im Jahr 2010 zwischen Arbeitszeit und Freizeit keine Grenzen mehr gibt.

Dieses Zeitalter stellt die Zukunft von Arbeit und Demokratie (vgl. Beck 1999) auf die Probe, wird alte und neue Probleme aufwerfen und noch nicht abschätzbare bio-psycho-soziale Folgen (vgl. WHO 2002) für Mensch und Gesellschaft haben. Freizeit wird Stress, Abhängigkeiten, Vereinsamung, Langeweile, Rückzug in das Private, Medienhörigkeit oder den völligen Kontrollverlust über das eigene Leben mit erheblichen Gefährdungen für Gesundheit und Identität bringen und auch neue Formen sozialer Ungleichheiten sowie Vorurteile und gesellschaftliche Randgruppen produzieren (vgl. Markowetz 2007j). Freizeiterziehung, Freizeitbildung, Freizeitpädagogik, Pädagogik der Freizeit, Pädagogik der freien Zeit oder „Pädagogik der freien Lebenszeit“ (vgl. Opaschowski 1996) als eine interdisziplinäre Spektrumswissenschaft hat solche sozialen Probleme und gesellschaftlichen Risiken auf dem Weg zu einer inklusiven Gesellschaft und der damit verbundenen Bewältigung von Heterogenität in den Blick zu nehmen, wenn sie einer Lebensgesellschaft Zukunft und Sinn für das Zusammenleben und Zusammenhandeln der Menschen geben und Chancengleichheit wie Chancengerechtigkeit im Umgang mit Gleichheit und Differenz befördern will (vgl. Markowetz 2006a, c; 2007a, d).

Dieser Beitrag beschäftigt sich aus behindertensoziologischer Perspektive (vgl. Cloerkes 2007; Markowetz 2007g, i) mit der Freizeit im Leben von Menschen mit einer Behinderung. Um ein modernes Verständnis von Freizeit entfalten zu können wird zunächst ein knapper Überblick über die Begriffs- und Gegenwartsgeschichte der Freizeit gegeben, bevor dann wichtige Dimensionen und Aspekte die Zusammenhänge zwischen Behinderung und Freizeit aufzeigen sollen. Zur Überwindung behinderungsbedingter Nachteile im Lebensbereich Freizeit wird anschließend das Konzept und Modell der Freizeitassistenz als Schlüssel für ein sinnerfülltes, selbstbestimmtes Freizeiterleben in sozialer Integration für Menschen mit Behinderungen vorgestellt und diskutiert. Auf den Weg zu einer inklusiven Gesellschaft bedarf es gegenwärtig einem deutlichen Mehr an Beachtung, Aufwertung sowie der Professionalisierung der Freizeit. Mit Blick auf das disperse Feld des integrationspädagogischen Arbeitens in den sehr unterschiedlichen Freizeitbereichen und Freizeiteinrichtungen wie pädagogischen Erlebens in offenen, nicht institutionalisierten Freizeitsituationen (vgl. Markowetz/Cloerkes 2000) wird darüber hinaus auch die Notwendigkeit von Freizeiterziehung und Freizeitbildung als Wirkvariable und

pädagogische Notwendigkeit thematisiert. Das zusammenfassende Fazit am Ende dieses Beitrages schließlich relativiert das Konzept Freizeitassistenz als alleinig zielführenden Königsweg. Der Ausblick bekräftigt die Forderungen nach Barrierefreiheit, unterstreicht die Notwendigkeit sozialintegrativ wirksamer Veränderungen in unserer Gesellschaft und plädiert für mehr Freizeiterziehung und Freizeitbildung.

2. Begriffs- und Gegenstandsgeschichte der Freizeit

Das Substantiv 'Freizeit' ist aus dem Eigenschaftswort 'frei' und dem Hauptwort 'Zeit' zusammengesetzt. Es geht auf die spätmittelalterlichen Rechtsbegriffe 'freye-zeyt' und 'frey zeit' zurück und bedeutete damals Marktfriedenszeit. Dieser Frieden auf Zeit sollte den Menschen mehr Freiraum und mehr Marktfreiheit mit gesteigertem Rechtsschutz ermöglichen.

In der Brockhaus-Enzyklopädie (1988, 640f.) ist zu lesen:

„Freizeit, bezeichnet als Komplementärbegriff zu 'Arbeitszeit' jenen Teil der menschlichen Lebenszeit, der weder direkt den Anforderungen gesellschaftlich strukturierter Arbeit unterliegt noch der unmittelbar notwendigen Reproduktion der menschlichen Arbeitsfähigkeit (Schlaf/Essen) dient, sondern als Teil der arbeitsfreien Zeit stärker einer selbstbestimmten, selbstgestalteten individuellen Praxis zur Verfügung steht, gleichwohl aber seine Grenze und gegebenenfalls auch seine Inhalte und Struktur aus dem Bezugsverhältnis zur gesellschaftlichen Form der Arbeit gewinnt. Insofern ist Freizeit mehr als lediglich 'freie' Zeit, worunter die Zeit zu verstehen ist, die nicht im Rahmen der gesellschaftlich organisierten Tätigkeiten zur Befriedung materieller und ideeller Bedürfnisse verbraucht wird, und sie ist weniger als 'Muse' zu verstehen, die eine dem Individuum zur Selbsterhaltung zur Verfügung stehende Zeit darstellt“.

Wer sich pragmatisch an einer Definition von Freizeit versucht, denkt an angenehme Dinge des täglichen Lebens, denen man sich erst nach der Schule, der Arbeit und nach privaten wie beruflichen Verpflichtungen unbeschwert und affektiv gelockert hingibt. Naiv gedacht wäre Freizeit als individuell verhaltensbeliebige Lebenszeit und subjektiv bedeutsame Sphäre zu definieren, die frei von Auflagen, Zwängen und Verpflichtungen ist (Freiraum-Theorem). Das Klischee 'Freizeit ist Freiheit' ist nur die halbe Wahrheit. Freizeit hat viele Gesichter und zeigt sich auf einem Kontinuum zwischen zwei Polen, von denen der eine mit positiven (entformalisierte Freizeittätigkeiten) und der andere mit negativen Assoziationen zur Freizeit (formalisierte Freizeittätigkeiten) gekennzeichnet sind. Anlässe, Gelegenheiten, Orte genauso wie familiäre Kontakte und soziale Abhängigkeiten und letztlich das Geld beeinflussen die Freiheits- und Unabhängigkeitsgrade der Freizeit wesentlich. Freizeit löst auch psychische Konflikte aus, sorgt für soziale Spannungen und verändert Gesellschaft.

Zum Charakter der Freizeit gehört immer beides „Privates und Öffentliches, Zweckfreies und Nützliches, Lebenswertes und Lebensproblematisches“ (Opaschowski 1994, 933). In der 'didacta magna' forderte Comenius Erholungspausen während der täglichen Schularbeit, eine sinnvolle Abwechslung von Arbeit und Ruhe, Betätigung und Freizeit ein. Fröbel spricht schon 1823 von Freizeit, indem er die Pausen zwischen den Lernzeiten als Zeiten definiert, in denen Kinder "frei gelassen" sind. Bis heute hält die Bedeutung der Freizeit in der Pädagogik an. In Begriffen wie Freistunde, Freispiel und Freiarbeit als Formen eines offen, individualisierten Unterrichts, aber auch in der Idee der Freien Schulen spiegelt sich der Zeitgeist der pädagogischen Klassiker wider. Das Verständnis von Freizeit ist ein Resultat der Aufklärung. Die Ideale Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und damit auch der Genuss von Bildung sollten in der obrigkeitstaatsfreien Privatsphäre, also in der Freizeit entfaltet werden. Freizeit meint im Kern „eine Zeit größtmöglicher, individueller Freiheit. Sie ist der Handlungsraum ..., über den nach persönlichen Wünschen in individueller Disposition entschieden werden kann. Diese Zeit wird in der Regel rational rechenhaft von der Arbeitszeit abgegrenzt“ (Nahrstedt et al. 1979, 25). Freizeit ist eine

von gesellschaftlichen Fremdbestimmungen befreite Zeit, die auch an kollektiven Verwirklichungsmöglichkeiten zu messen ist.

Marx (1970) nennt die freie Zeit 'disponible Zeit', die einen großen Wert für die Emanzipation des Menschen hat und beurteilt die Herausbildung der menschlichen Freiheit als wahrhaften, materiellen Prozess der menschlichen Geschichte. Eine Gesellschaft, die es schafft disponible Zeiten hervorzubringen, schafft auch Reichtum und offenbart die dialektischen Zusammenhänge von Arbeit und Freizeit. Freie Zeit ist von Arbeit befreite Zeit, in der sich jedes Individuum besonders gut entfalten kann, was sich unweigerlich positiv auf die Produktivkraft auswirkt.

Freizeit und Arbeit erweisen als Bestimmungstücke auf ein und desselben Ziels: Emanzipation! Opaschowski (1990, 13) beschreibt vier Phasen der Freizeitentwicklung in unserem Jahrhundert: Nach dem Krieg und bis in die 50er Jahre hinein galt die Freizeit fast ausschließlich der Erholung von getaner und noch zu erledigender Arbeit. Die 60er und 70er Jahre waren die Zeit des großen Konsumgenusses, der in der Freizeit in ganz besonderem Maße ausgelebt werden konnte und vordringlich im Geldausgeben und sozialer Selbstdarstellung seine Befriedigung fand. In den 80er Jahren galt das Interesse der Bevölkerung nicht mehr so sehr der Bewältigung des Wohlstandskonsums, sondern verlagerte sich auf die Bedürfnisse des gemeinsamen Erlebens und der Entwicklung eines eigenen Lebensstils. In dieser dritten Phase stand die Erlebnissteigerung im Mittelpunkt. Diese hektische, erlebnis- und aktionsorientierte Freizeitphase wurde von den eher museorientierten 90er Jahren abgelöst. Sie sind von dem Bedürfnis nach Ruhe und innerer Muse und, damit einhergehend, der Gefahr eines Selbstbestimmungsbooms geprägt.

Einen Überblick über die historischen Entwicklungen der Freizeit und der Freizeitproblematik gibt Prahl (2002, 85-130). Die gegenwärtige und in die unmittelbare Zukunft weisende Phase der Freizeitentwicklung charakterisiert Freizeit immer stärker als Gegenmodell für ein Leben ohne Arbeit. Drei Positionen, die das Verständnis von Freizeit bestimmen lassen sich anführen: Erstens, dass es keine autonome von der Berufswelt emanzipierte Freizeit mit eigenständigem Sinngesamt gibt und dass nur in Bezug auf sinnvolle Arbeit auch Freizeit sinnvoll sein kann. Zweitens, dass die Freizeit gegenüber der Arbeit in dem Maße autonom ist, wie die Arbeit selbst funktionalisiert ist und nur noch partielle menschliche Entfaltungsmöglichkeiten bietet und dass die menschliche Bildung fast ausschließlich auf die Freizeit verwiesen wird. Drittens, dass Freizeit und Arbeit sich zwar wechselseitig bedingen, aber dass Freizeit auch als Gegenkraft im Kampf gegen den modernen Arbeitsmythos, der Muse, Kultur und Kontemplation verschüttet, zu verstehen ist und dass Freizeit sich partiell emanzipatorisch von der Arbeit befreien kann.

Opaschowski (1990, 85-86) schlägt einen positiven Freizeitbegriff vor, der Freizeit nicht mehr in Abhängigkeit zur Arbeit versteht, sondern als „freie Zeit, die durch freie Wahlmöglichkeiten, bewusste Eigenentscheidung und soziales Handeln charakterisiert ist“. Dabei reicht „der Hinweis auf den Gegensatz von Arbeit und Freizeit und die Einschätzung der Freizeit als arbeitsabhängige Rest-Zeit für die Kennzeichnung dieses Phänomens ebenso wenig aus wie die verkürzte Darstellung der Freizeit als eines bloßen Reproduktions-, Erholungs- und Konsumproblems“. Der Freizeitbegriff zielt darauf ab, „die Spaltung der menschlichen Existenz in Arbeit und Freizeit tendenziell aufzuheben und zu einem ganzheitlichen Lebenskonzept zurückzufinden“ (Opaschowski 1994, 943). Statt von Arbeit und von Freizeit spricht Opaschowski (1990, 86) von „Lebenszeit, die durch mehr oder minder große Dispositionsfreiheit und Entscheidungskompetenz charakterisiert ist.

Je nach vorhandenem Grad an freier Verfügbarkeit über Zeit und entsprechender Wahl-, Entscheidungs- und Handlungsfreiheit lässt sich die gesamte Lebenszeit als Einheit von drei Zeitabschnitten kennzeichnen:

1. Der frei verfügbaren, einteilbaren und selbstbestimmbaren Dispositionszeit (= ‚Freie Zeit‘ – Hauptkennzeichen: Selbstbestimmung);

2. der verpflichtenden, bindenden und verbindlichen Obligationszeit (= ‚Gebundene Zeit‘ - Hauptkennzeichen: Zweckbestimmung);
3. der festgelegten, fremdbestimmten und abhängigen Determinationszeit (= ‚Abhängige Zeit‘ - Hauptkennzeichen: Fremdbestimmung).“

Der Freizeitbegriff wird damit einerseits zu einem formelhaft verkürzten Modell der Bestimmung, flexiblen Erfassung und individuellen Kalibrierung von Lebenszeit (vgl. Abbildung 1). Andererseits wird rasch deutlich, dass nicht die bloße Addition der drei Zeitabschnitte allein Quantität wie Qualität der Lebenszeit definieren kann.

Determinations-, Obligationszeit und Dispositionszeit unterliegen jede für sich allein wie in ihren Interdependenzen der Dynamik des Lebens als ein prozessuales Geschehens, das von einer Vielzahl von Wirkvariablen abhängig ist und von gesellschaftlichen Veränderungen mitbestimmt wird.

<i>Determinationszeit</i>	<i>Obligationszeit</i>	<i>Dispositionszeit</i>
<ul style="list-style-type: none"> • fremdbestimmt • nicht freiwillig • <i>Bsp.:</i> Arbeit, Krankheit,... 	<ul style="list-style-type: none"> • gebundene Zeit • benötigt für zweckbestimmte Tätigkeiten • <i>Bsp.:</i> Schlafen, Essen,... 	<ul style="list-style-type: none"> • freie Zeit • selbstbestimmbar • <i>Bsp.:</i> Urlaub, Vereinsarbeit, ...
Fremdbestimmung	←————→	Selbstbestimmung

Abb. 1: Freizeit = Determinationszeit + Obligationszeit + Dispositionszeit

Opaschowski (1990, 86) geht davon aus, dass sein „positiver Freizeitbegriff ... grundsätzlich auf alle Bevölkerungsgruppen übertragbar“ ist. Insofern hat er vorbehaltlos auch Gültigkeit für die Gruppe der Menschen mit Behinderungen. An anderer Stelle (ebd. 2001, 187) betont er, dass der Anspruch auf Freizeiterleben und Freizeitbildung als Bildung durch Freizeit grundsätzlich keinen Unterschied zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen macht.

Für die Sonderpädagogik greift Theunissen (2000) sein Modell auf und erweitert es mit Blick auf Menschen mit geistiger bzw. schwermehrfacher Behinderung zu einem Modell der Lebenszeit, das von den „6 Zeiten“ (Arbeitszeit, Verpflichtungszeit, Bildungszeit, freie Dispositionszeit, Ruhe- und Schlafenszeit, Versorgungszeit) ausgeht. Opaschowski (1990, 92-95) benennt insgesamt acht Freizeitbedürfnisse, von denen die ersten vier Bedürfnisse (Rekreation, Kompensation, Edukation, Kontemplation) individuelle Zielfunktionen und letzten vier Bedürfnisse (Kommunikation, Integration, Partizipation, Enkulturation) gesellschaftliche Zielfunktion erfüllen. Ein Blick auf die Befriedigung dieser acht Bedürfnisse vor dem Hintergrund einer Behinderung belegt ganz offensichtlich die Existenz zahlreicher Einschränkungen und Benachteiligungen für Menschen mit Behinderungen (vgl. Markowetz 2000a, d; 2006b; 2007b, c, g; 2008c). Es ist deshalb zu fragen, ob eine Behinderung die Gestaltung von Freizeit behindert, welchen Einfluss eine Behinderung auf ein erfülltes Freizeiterleben haben kann und welche Zusammenhänge es zwischen einer Behinderung und Freizeit überhaupt gibt.

3. Freizeit und Behinderung

Freizeit als "Eigenzeit, Sozialzeit, Bildungszeit und Arbeitszeit" (Opaschowski 1990, 17) ist nach dem Konzept der Lebenszeit" (ebd., 86) für Menschen mit Behinderungen ein genauso wichtiges Anliegen wie für nicht behinderte Menschen (vgl. Markowetz 2007b). Freizeit ist ein unverzichtbarer Bestandteil menschlichen Lebens, leistet einen wertvollen Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung und trägt nachhaltig zum Gelingen von Identität bei (vgl. Markowetz 2007g). Freizeit spielt bei der Lebensgestaltung und beim persönlichen Erleben und Ausleben des Alltags eine große Rolle, ist Ausdruck von Lebensqualität, sozialer Anerkennung und des Integriert-Seins zugleich aber auch ein Art soziales Lackmuspapier, das Aussonderung farblich anzeigt. Wie kaum ein anderer gesellschaftlicher Bereich kumuliert und verzahnt der Freizeitbereich im Spiegel des Lebenszyklus (Kindheit, Jugend, Erwachsene, Alte Menschen) aber auch höchst unterschiedliche und auf den ersten Blick miteinander nicht kompatible, allenfalls verwandte und sich oft wechselseitig bedingende Bereiche. Zu nennen wären (ausführlich hierzu Markowetz 2002a; 2006c; 2007b, c, g):

1. Familiäres und außerfamiliäres Freizeitverhalten (in- und aushäusiger Konsum, Unterhaltung, Kommunikation, Medien; barrierefreies, wohnortnahes und stadtteilintegriertes Freizeit(er)leben),
2. Freizeit in Vereinen (z.B. Behinderten- und Integrationssport, Körper und Gesundheit, Hobbys, kulturelle und soziale Aktivitäten, staatsbürgerliches Engagement),
3. Freizeit und Freizeiterziehung im (Schul-)Kindergarten und in der (Sonder-)Schule,
4. Freizeitsituation in Wohneinrichtungen und heilpädagogischen Heimen für Behinderte,
5. Erwachsenenbildungsangebote für Menschen mit Behinderungen (Freizeitbildung) und
6. Reisen, Urlaub und Tourismus für behinderte Menschen.

Unter bildungs-, sozial- und gesellschaftspolitischen wie integrationspädagogischen Gesichtspunkten betrachtet, rangiert das Anliegen der sozialen Rehabilitation und Integration behinderter Menschen im Lebensbereich Freizeit allerdings weit hinter dem der schulischen, beruflichen und medizinischen Rehabilitation sowie den damit verbundenen Möglichkeiten der Teilhabe an Gesellschaft. In der Vergangenheit zeichnete sich die Pädagogik für Menschen mit Behinderungen insbesondere vor dem Hintergrund von Integration und Inklusion durch eine erstaunliche Zurückhaltung gegenüber dem Forschungsfeld Freizeit und Behinderung aus. Ein Sammelband (vgl. Markowetz/Cloerkes 2000) befasst sich deshalb aus behindertensoziologischer Perspektive (vgl. Markowetz 2007i) mit dem Thema Freizeit als einem weitgehend vernachlässigten, aber zunehmend wichtigen Forschungsbereich. Der Band fasst die wissenschaftlichen Erkenntnisse des Zusammenlebens von Menschen mit und ohne Behinderungen im Lebensbereich Freizeit zusammen und illustriert anhand von 24 konkret praktischen Beispielen exemplarisch richtungweisende Möglichkeiten der sozialintegrativen Freizeitgestaltung in den oben genannten 6 Hauptbereichen.

Fundamental für die sozial- wie bildungspolitische Diskussion um mehr gesellschaftliche Teilhabe behinderter Menschen im Lebensbereich Freizeit ist die Tatsache, dass die Freizeitbedürfnisse und das Freizeitverhalten von behinderten und nicht behinderten Menschen nahezu identisch sind (vgl. Markowetz 2007g, 297). Wenige, aber einschlägige empirische Forschungsergebnisse, zum Beispiel über die Freizeitsituation von Menschen mit geistiger Behinderung bestätigen dies (vgl. Ebert 2000; Theunissen u.a. 2000; Markowetz 2000a; 2007b, g). Da jeder Mensch entlang seiner Lernmöglichkeiten und Entwicklungsausgangslagen Architekt und zugleich Akteur seiner Freizeitgestaltung ist, erweist sich das Freizeitverhalten als Ausdruck der Befriedigung von Freizeitbedürfnissen hinsichtlich Intensität, Quantität, Qualität und freier Verfügbarkeit von Zeit und entsprechender Wahl-, Entscheidungs- und

Handlungsfreiheit jedoch durchaus universell verschieden und bisweilen in einem höchsten Maße individuell. Es gibt eine Vielzahl an förderlichen und hemmenden Bedingungen und Parametern, die Einfluss auf die Freizeitaktivität eines Individuums als selbstbestimmt handelndes Subjekt haben. Das können sozio-ökonomische Bedingungen genauso sein wie familiäre, ökosystemische, gesellschafts- und bildungspolitische Gegebenheiten und Machtverhältnisse. Freizeit ist nicht per se ein Problem für Behinderte. Dennoch erleben Menschen mit Behinderungen ökonomische und soziale Benachteiligungen, die die Partizipation an individuellen und gesellschaftlichen Freizeitgestaltungsmöglichkeiten erschweren.

Das Freizeitverhalten von Behinderten hängt von einer Vielzahl an Variablen (z.B. Lebensalter, Geschlecht, Regionalfaktor, Wohnfaktor, Familienverhältnisse, Einkommen, Vermögen, „soziales Netzwerk“, Zeitfaktor, Behinderungsfaktor, Sichtbarkeit der Behinderung, Qualität der materiellen und personellen Hilfen, Angebot, Schulzugehörigkeit) ab und vor allem davon, ob und in welchem Umfang diese Variablen vom Behinderten selbst bzw. von seiner Umwelt günstig beeinflusst und verändert werden können. Einschränkungen der Kognition, Bewegung, der Mobilität und der Kommunikation wirken sich besonders auf das Freizeitverhalten behinderter Menschen aus. Sie können nur bis zu einem gewissen Maß kompensiert werden. Für Behinderte ist es deshalb mehr als notwendig, nicht ausschließlich nach technisch-apparativen (Barrierefreiheit) sondern nach sozialintegrativen Lösungen (Abbau der Barrieren im Kopf; Entstigmatisierung) zu suchen, damit sie in gleichem Umfang wie nicht behinderte Menschen auch ihren Freizeitbedürfnissen nachkommen können. Wir können also davon ausgehen, dass die Freizeitsituation als Lebenszeit für Menschen mit Behinderungen weder einheitlich positiv noch generell negativ eingeschätzt werden darf. Insofern ist Behinderung zwar keine zu vernachlässigende Größe, sie muss aber nicht automatisch zu einer unbefriedigenden, fremdbestimmten und von der Hilfe anderer abhängigen Freizeitsituation führen. Nicht behindert zu sein ist nicht per se ein Garant für sinnerfüllte, selbstbestimmte und qualitativ in unserer Gesellschaft hoch bewertete Freizeit.

Mit Blick auf behinderte Menschen lassen sich mit Tews (vgl. Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit 1976, 41f.) behinderungsbedingte Freizeitprobleme klassisch auf Bewegungseinschränkungen/Mobilitätseinschränkungen und Kommunikationseinschränkungen zurückführen. Mit Bewegungseinschränkungen sind bezogene Einschränkungen im engeren Sinn gemeint, die mit Blick auf die Ausübung von Freizeitaktivitäten nicht ohne Folgen für den behinderten Menschen bleiben. Motorische Kompetenzen eines behinderten Menschen bestimmen seinen Tages-, Wochen-, Jahres- und Lebensrhythmus und damit auch seine räumliche Mobilität und seinen sozialen Aktionsradius. Zur Überwindung von Raum und Zeit und Erfüllung von Freizeit bedarf es eines erhöhten, oft weit vorausschauenden Planungs- und Organisationsaufwandes. Das soziale Versorgungsnetz, bauliche Barrieren, die Wohn- und Lebensverhältnisse, die persönliche Einstellung und das Ausdauervermögen sowie das Funktionieren eigener Unterstützungssysteme beeinflussen ein aktives oder passives Freizeit(er)leben und die Befriedung von Freizeitbedürfnissen. Der Bedarf an persönlicher Assistenz und materieller Hilfen hängt also nicht unerheblich mit dem Grad der Bewegungs- und Mobilitätseinschränkungen zusammen. Das Angewiesensein auf andere und die soziale wie sächliche Abhängigkeit beeinflusst die Verfügbarkeit über Zeit und die Wahl-, Entscheidungs- und Handlungsfreiheiten im Lebensbereich Freizeit. Bewegungs- und Mobilitätseinschränkungen zu kompensieren und zu erleichtern ist demnach eine Aufgabe von Freizeitassistenz bei behinderten Menschen.

Die Bewältigung und Überwindung von Bewegungs- und Mobilitätseinschränkungen hat einen breiten Markt an Rehabilitationshilfen (vgl. Mumm/Kliemann/Grasshoff 1998) hervorgebracht, die das alltägliche Leben erleichtern, zu Freizeit verhelfen und durch technisch-apparative Lösungen die Ausübung insbesondere von sportbetonten Freizeitaktivitäten erst bzw. wieder möglich machen.

Der Begriff Kommunikation bezeichnet „das gegenseitige Auslösen von koordinierten Verhaltensweisen unter Mitgliedern einer sozialen Einheit“ (Maturana/Varela 1987, 210). Für den Menschen als soziales

Wesen hat nach Speck (1999, 122) Kommunikation eine entscheidende Bedeutung: „Durch Kommunikation wird der umfassendere Prozeß der sozialen Interaktion, das wechselseitig aufeinander bezogene Handeln von Individuen ermöglicht, in Gang gesetzt und beeinflusst“.

Kommunikation, als eine existentiell fundamentale Form des Miteinander-in-Beziehung-Tretens, beinhaltet neben laut- und schriftsprachlichen Kommunikationsformen auch den komplexen Bereich nonverbaler und nonsymbolischer Formen. Bei Menschen mit Behinderungen lassen sich unterschiedlich stark ausgeprägte Formen von Kommunikationsproblemen ausmachen. Bei sensorisch Behinderten wie Blinden, Sehbehinderten, Gehörlosen und Schwerhörigen sind sie uns einsichtiger als bei Menschen mit Sprachbehinderungen, kognitiven Beeinträchtigungen und Körperbehinderungen bzw. schwermehrfachen Behinderungen.

Beeinträchtigungen im kommunikativen Bereich haben deutliche Auswirkungen auf das Freizeitverhalten, weil sie sensorische Abhängigkeiten auf individueller wie gesellschaftlicher Ebene bewirken. Medizinische und technische Innovationen und erprobte Systeme der Unterstützen Kommunikation helfen heute, sensorische Defizite zu überwinden und Menschen in ihren Kommunikationsmöglichkeiten zu unterstützen.

Ob Behinderte allein dadurch Anschluss an soziale Gruppen bekommen, ist nicht erwiesen. Für sozialintegrative Formen der Kommunikation in Familie, Freizeit, Schule und Beruf gibt es keine rein technischapparativen Lösungen, z.B. durch elektronische Hilfsmittel wie Sprachcomputer mit digitaler Sprachausgabe. Hier müssen die „Barrieren in den Köpfen“ überwunden werden, damit Kommunikationseinschränkungen nicht zu Interaktionsstörungen führen und Freizeit beschränken und erheblich behindern.

Die Frage, ob überhaupt und gegebenenfalls wie Menschen mit Behinderungen zukünftig arbeiten werden (vgl. Markowetz 2002a, b), lässt die Forderung nach einem erfüllten Freizeit(er)leben als Gegenmodell für ein Leben ohne Arbeit immer lauter werden. Die soziale Eingliederung, Realisierung von Lebenschancen und Entfaltung von Identität würde so immer weniger über Arbeit und Beruf, sondern vermehrt über Freizeit erfolgen. Damit gewinnt Freizeit für eine sinnstiftende und strukturgebende Gestaltung der persönlichen und sozialen Lebenspraxis erheblich an Bedeutung (vgl. Stadler 2004).

Unabhängig von gesellschaftlichen Entwicklungen muss vor dem Hintergrund der gesetzlichen verbrieften Gleichstellung und Gleichbehandlung dennoch behinderten Menschen unabhängig von Art und Schweregrad ihrer Behinderung das Recht auf berufliche Rehabilitation erhalten bleiben. Der Behindertenpädagoge Bleidick (1998, 155-157) kritisiert deshalb einerseits zu Recht die „einseitige Orientierung am Arbeitsethos“. Andererseits möchte er aus der Not, dass uns für die Behinderten und weitere, wirtschaftlich nicht effektiv und rentabel genug denkende und handelnde Gruppen die Arbeit ausgeht, insofern eine Tugend machen als „die Selbstverwirklichung des Menschen auch ohne gesellschaftlich nützliche und verwertbare Arbeit möglich und erstrebenswert ist: für Kinder, für Frührentner, für Pensionäre, für Ausländer, für Aussteiger, für Hausfrauen - und für Behinderte“.

Solche Erwägungen, Sparzwänge oder die Ratlosigkeit im Umgang mit gesellschaftlichen Rand- und Problemgruppen rechtfertigen keineswegs Arbeit durch Freizeit vollständig zu ersetzen und abzufinden. Tatsache aber ist, dass wir entlang des 21. Jahrhundert über mehr Freizeit als Arbeit verfügen werden (vgl. Zellmann 2002). Im postmodernen Leben wird deshalb Freizeit in all seinen Facetten, wie sie die folgende Abbildung aufzeigen soll aber noch nachhaltig sozialintegrativ wirksam zu entfalten sind, für Menschen mit und ohne Behinderung eine zentrale Rolle spielen (vgl. Opaschowski 2004).



Abb. 2: Selbstbestimmung und Teilhabe im Lebensbereich Freizeit bedingen sozialintegrativ wirksame Veränderungen in allen Facetten des Freizeiterlebens und Freizeitgestaltungsmöglichkeiten

Auf dem Weg zu einer inklusiven Gesellschaft bedarf es folgerichtig einem deutlichen Mehr an Beachtung, Aufwertung sowie der Professionalisierung der Freizeit. Mit Blick auf das disperse Feld des integrationspädagogischen Arbeitens in den sehr unterschiedlichen Freizeitbereichen und Freizeiteinrichtungen wie auf das pädagogische Erleben in offene, nicht institutionalisierte Freizeitsituationen (vgl. Abb. 2; Markowetz 2000a, e; 2007b) wird in diesem Beitrag die Notwendigkeit der flächendeckende Einführung von Freizeitassistenz als überdauernde und alle Handlungs- und Erfahrungsfelder von Freizeit gleichermaßen bestimmende Wirkvariable thematisiert und als Schlüssel für sozialintegrativ wirksame Veränderungen diskutiert.

4. Freizeitassistenz – Schlüssel für ein sinnerfülltes und selbstbestimmtes

Freizeiterleben und gesellschaftliche Teilhabe (Inklusion) von behinderten Menschen

Seit der Einführung des Sozialgesetzbuches IX im Jahr 2001 und den fortlaufenden Aktualisierungen zur sozialpolitischen Neuordnung und Regelung der „Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen“ (vgl. Bundesministerium... 2002, 2004; Kossens 2003), insbesondere der flächendeckenden Einführung des Persönlichen Budgets als Regelleistung zum 01. Januar 2008 und der entsprechenden Budgetverordnung (§ 17 Abs. 2-4 SGB IX) wird neu und kontrovers darüber diskutiert, wie Menschen mit Behinderungen am allgemeinen gesellschaftlichen Leben partizipieren und zukünftig immer mehr auf Aussonderung und spezielle Lebenswelten verzichten können. Das Recht auf volle und uneingeschränkte gesellschaftliche Teilhabe von Menschen mit Behinderungen (Inklusion) umfasst dabei alle Lebensphasen und Lebensbereiche mit allen ihren Prozessen und ist demnach auch in der Freizeit in der jeweiligen Lebenswelt gemeinde- und alltagsnah umzusetzen. Vermehrt wird dabei in Frage gestellt, ob die bisherigen Hilfsangebote der traditionellen Behindertenhilfe dies auch wirklich wollen und zu leisten vermögen. Damit behinderte Menschen ein Leben mitten in der Gemeinde, in

einer „Stadt und Region für Alle“ führen können, muss sich die Gesellschaft mit ihren Einrichtungen und Angeboten genauso öffnen wie das komplexe System ambulanter und stationärer Hilfen für behinderte Menschen. Unterstützung in Form persönlicher Assistenzen und materieller Erleichterungen ist deshalb dort zu gewähren, wo der einzelne Mensch mit einer Behinderung sie braucht, um dann 'mittendrin' sein zu können, wenn er das will (vgl. z.B. Arbeitsgruppe Ideal e.V. 2006; Markowetz 1998a, b; 2000c, f; 2008b).

Die Verwendung des Assistenzbegriffs und des Assistenzmodells als Motor für mehr Integration und Garant für mehr Lebensqualität ist hinsichtlich unterschiedlicher Aufgaben und Funktionen in einem doppelten Sinn von Bedeutung. Zum einen bedarf es einer Bezugsperson und auserwählten Person des Vertrauens, die einem behinderten Menschen zur Seite steht, alle privaten, bisweilen sehr intimen Belange der Lebensführung und Gestaltung von Lebenszeit oder auch nur einzelne Facetten davon stellvertretend nach außen managt und vertritt, die dabei gemachten Erfahrungen und Ergebnisse fortlaufend dialogisch mit ihm stets fein abstimmt und prozessual entfaltet. Zum anderen sind professionelle Dienste notwendig, die dann die assistiert generierten Wünsche kompetent und kundengerecht umsetzen. Besonders Menschen mit geistigen und mehrfachen Behinderungen brauchen bereits im Vorfeld der Leistungserbringung durch verschiedene geeignete Dienstleistungsunternehmen kompetente Unterstützung, z.B. bei den Findungsprozessen für sozialintegrativ wirksame Entscheidungen, der Gestaltung persönlicher Zukunftsvisionen, der konkreten Assistenzplanung und reflexiven Beurteilung des Verlaufs. Das können zwar die Eltern, Familienmitglieder oder gesetzliche Betreuer leisten, müssen dies aber nicht ausschließlich, durchgängig und dauerhaft.

Die Umsetzung des emanzipatorischen und partizipatorischen Interesses und der uneingeschränkte Zugang zu den Leistungsangeboten unserer Gesellschaft definiert eine professionelle, inklusionspädagogische Aufgabe und versteht sich als entwicklungslogische Bildungsarbeit mit behinderten Menschen, die es u.a. mit Hilfe des Repertoires Unterstützter Kommunikationstechniken (vgl. z.B. Lage 2006, Renner 2004, Tetzchner v./Martinsen 2000, Wilken 2002), dialogischer Praktiken basaler Verständigung (z.B. Fröhlich 1982) und erprobter Strategien nach dem didaktischen Gütesiegel LL: „Leicht lesbar und leicht verständlich“ (vgl. Candussi 2005) allmählich möglich macht, dass nichts mehr über sie ohne sie entschieden und eingeleitet wird. Assistenz als authentisches, allseits und von allen nachvollziehbares Sprachrohr nicht sprechender Menschen und Mediator zwischen ihrer Innen- und Außenwelt ist didaktisch außerordentlich anspruchsvoll und will die Zugänge zu gesellschaftlicher Teilhabe für Menschen mit Behinderung neu denken und neu machen sowie zu ihrer „Entstigmatisierung“ beitragen (vgl. Markowetz 2005; 2006a, c, d; 2007a, g, j).

Solche „Gate-Manager“ (vgl. Kraft 2001) führen die gewünschten Dienstleistungen selbst nicht durch, sondern suchen nach geeigneten Angeboten von Anbietern, die das zu leisten vorgeben. Selbst wenn die Versorgung gerade Behinderter aus einer Hand eine gewisse Tradition hat und gelegentlich vorübergehend auch sinnvoll erscheinen mag, halte ich es für angebracht, die Analyse, Planung und kritische Reflexion individueller Assistenzleistungen von der praktischen Durchführung durch geeignete Leistungserbringer zu trennen. Zu groß ist die Gefahr, dass das sensible Wissen über die Personen in wohlmeinenden Begründungen für separierende Maßnahmen advokatorisch dann doch wieder mit eigenen bzw. institutionellen und letztlich monetären Interessen verknüpft werden könnte und das Grundrecht auf Teilhabe verwässert. Mit Blick auf ein modernes, differenziertes Verständnis von Assistenz wäre es deshalb notwendig und wünschenswert, wenn insbesondere Menschen, die aufgrund ihrer Behinderung nicht oder nur ungenügend in das vielschichtige Mensch-Umfeld-System, z.B. im Lebensbereich Freizeit, integriert sind, in allen Fragen, die ihre Emanzipation und Partizipation betreffen von unabhängig und regional arbeitenden 'Inklusionsagenturen für persönliche Lebensplanung und Gestaltung von Lebenszeit' Unterstützung in Anspruch nehmen könnten. Diese sollten insbesondere auch die Möglichkeiten der Beratung und Hilfe von Betroffenen für Betroffene (peer support, peer counseling, peer education) konstruktiv mit einbeziehen. Der darüber erhobene, nicht am medizinisch-ätiologischen Paradigma orientierte, Gesundheit entmystifizierende (vgl. Antonovsky 1998) Bedarf an Assistenzen und behinderungsbedingt notwendiger Ausgleichsmaßnahmen bedarf eines

ausdifferenzierten System moderner Behindertenhilfe und Sozialer Arbeit mit kompetenten Dienstleistungsanbieter auf einem Kontinuum zwischen ehrenamtlicher Arbeit und bürgerschaftlichen Engagements einerseits und professioneller Freizeitassistenz andererseits, die den Hilfeberechtigten informelle Hilfe, Unterstützung und persönliche Assistenz unbürokratisch, unkompliziert, rasch, bedarfsgerecht, diskret und verlässlich anbieten.

Was der behinderte Kunde nicht will, muss und braucht er weder in Anspruch nehmen noch mitzubezahlen, um an die gewünschten Hilfen zu kommen. Das modularisierte, offene Angebot an einfachen bis komplexen Hilfen zur Strukturierung und Bewältigung des Alltags, des Haushalts, der alltäglichen Körperpflege bis zur intensivmedizinischen Versorgung, der Freizeitbedürfnisse, der Anforderungen in Arbeit, Beschäftigung und Beruf sowie von Mobilitäts- und Kommunikationseinschränkungen und sonstigen Barrieren kann zu einem in höchstem Maße individualisierten Servicepaket mit sehr unterschiedlichen Sach- und Dienstleistungen geschnürt werden. Dauerhafte Vertragsbindungen und Mindestabnahmeverpflichtungen von Leistungen sind unzulässig. Wechselnden Interessen und Bedürfnisschwankungen von Menschen mit Behinderungen ist Rechnung zu tragen. Insbesondere rehabilitative und therapeutische Angebote dürfen keine Eigendynamik entwickeln und das eigentliche Anliegen Freizeit im Hier und Jetzt inklusiv erleben und gestalten zu wollen nicht verdrängen. Vielmehr sollten die in Anspruch genommenen Hilfen das Erlernen von Selbstbestimmungskompetenzen und die Entwicklung von Empowerment (vgl. Theunissen/Plaute 2002) zulassen und fördern.

Es ist zu klären, ob die beanspruchten Hilfen weiter monopolistisch aus der Hand eines Anbieters der Behindertenhilfe fließen müssen oder frei und neutral aus einem patchworkartigen Netzwerk sehr breiter und differenzierter Hilfen mehrerer, untereinander unabhängiger Dienstleistungsbetriebe und Servicestellen ausgewählt und entnommen werden sollten, um das Portfolio der Assistenzleistungen für jeden einzelnen Kunden bestimmen und fortlaufend aktualisieren zu können. Darüber hinaus bedarf es eines Bewusstseins, dass die Finanzierung persönlicher Freizeitassistenz nicht gleichgesetzt werden kann mit der Finanzierung von Freizeit. Zu leisten und zu finanzieren sind jene Hilfen und Ressourcen, die sich aus dem Artikel 3 unseres Grundgesetzes und dem Benachteiligungsverbot ableiten lassen. Bezüglich der Chancen und Möglichkeiten der Ressourcennutzung sind Nichtbehinderte und Behinderte gleichgestellt. Hilfen müssen dort gewährt werden, wo Menschen wegen ihrer Behinderung ihre Rechte nicht allein ausüben oder ihre Pflichten nicht allein wahrnehmen können. In dem Maße wie Menschen mit Behinderungen in ihren individuellen Einkommensmöglichkeiten begrenzt sind, müssen die zur Bewältigung und Kompensation notwendigen Ressourcen von den Kostenträgern finanziert werden. Für die nachhaltige Realisation inklusiver Assistenzkonzepte sind die gesetzlichen und rechtlichen Voraussetzungen leider noch nicht in dem gewünschten Maße gegeben.

Insbesondere stellt die Verzahnung institutioneller Hilfen und persönlicher Assistenzen bzw. stationärer und ambulanter Hilfen ein ungelöstes Problem dar und wirft die Frage auf, ob es dem System der traditionellen Behindertenhilfe überhaupt gelingt sich soweit zu öffnen und von innen heraus inklusiv zu reformieren, dass allumfassende und zentralisierte Formen der caritativen Umsorgung und institutionellen Versorgung von Menschen mit Behinderungen allmählich aufgegeben werden können und ein modernes, flexibles und dynamisches System unterschiedlichster Hilfen durch verschiedene Leistungsanbieter aus allen relevanten Bereichen entstehen kann, das auch für behinderte Menschen dem Leben in einer zunehmend fragmentierten und pluraler werdenden sozialen Welt entspricht und darin stimmige Lebensentwürfe realisierbar und Lebensqualität verfügbar macht.

Es bleibt zu wünschen, dass dabei das medizinische Paradigma (vgl. Cloerkes 2007, 9ff) und klinisch-therapeutische Gesicht der Pädagogik für Menschen mit Behinderungen verblasst und die gemeinwesenorientierte Behindertenarbeit seine inklusiven Konturen stärker am Selbstverständnis und der Vorgehensweise der Sozialen Arbeit schärft (vgl. Theunissen 2005).

5. Freizeiterziehung und Freizeitbildung – Lernen für das Leben und Schlüssel für das Leben in einer inklusiven Gesellschaft

Freizeiterziehung in einem engeren, pädagogischen Sinn meint die planmäßige Ausbildung spezieller Fähigkeiten, insbesondere in der Familie, dem Kindergarten und der Schule, um mit den psychischen und sozialen Problemen der Freizeit ganz persönlich zukünftig besser umgehen zu können. Damit suggeriert der Begriff Freizeiterziehung (vgl. Markowetz 2008) zunächst, dass mit der Erziehung im Lebensbereich Freizeit ein letztes Feld professionalisiert wird und die Pädagogisierung der Gesellschaft abgerundet oder gar abgeschlossen wird.

Heute gilt als gesichert, dass das Leben von Menschen mit und ohne Behinderung immer weniger dem Diktat der Erwerbsarbeit unterliegt und sie sich deshalb immer mehr mit Freizeit identifizieren. Das gefährdet den Absolutheitsanspruch der Arbeit, stellt den Mythos der Berufsarbeit in Frage und lässt traditionelle Werte, wie sie das Arbeitsleben gebetsmühlenartig einfordert (z.B. Leistungsstreben, Ehrgeiz, Fleiß, Pflichterfüllung oder Selbstbeherrschung) ins Wanken geraten. Immer mehr Menschen suchen nach Lebensalternativen zur Erwerbsarbeit, besinnen sich auf neue Werte und wollen nicht mehr nur leben um zu arbeiten, sondern allenfalls arbeiten um zu leben. Freizeitinteressen werden zu Lebensinteressen und spalten Arbeit als den zentralen Kern menschlicher Existenzberechtigung.

Wenn sich Arbeit verflüchtigt, ist zu erwarten, dass das Interesse an Freizeit steigt, immaterielle Aspekte des Lebens wichtiger werden und Freizeit das berufliche Selbstverständnis und Anspruchsniveau der Menschen verändert. Die Einstellung zu Freizeit scheint besser zu werden und auch die Befürchtung der rückwärtsgerichteten Metamorphose der Menschheit zu einer Spaß- und Freizeitgesellschaft verliert an Kraft. Entgegen der Annahme, dass Freizeit Arbeit ersetzt und Leistung ausblendet, zeigt sich heute, dass Arbeit als Konstrukt und Notwendigkeit nicht verschwunden ist, sondern in neuen, vielfältigeren Gesichtern weiterlebt, als bezahlte Erwerbsarbeit, als freiwillige Eigenleistung, als ehrenamtliche Dienstleistung im Sozial-, Kultur- und Bildungsbereich. Der Wert der Arbeit als sinn- und identitätsstiftendes Moment im Leben der Menschen spielt also nach wie vor eine zentrale Rolle, und Leistung ist und bleibt ein anthropologisches Grundbedürfnis des Menschen, die er allerdings nicht mehr nur für Geld, sondern insbesondere immer mehr für soziale Anerkennung erbringt.

Der kompetente Umgang mit Freizeit und das sichere, aktive sich in seinen vier Handlungsdimensionen (Eigenzeit, Sozialzeit, Bildungszeit und Arbeitszeit) Verhalten und Bewegen will also gelernt sein und verweist auf eine lange bekannte Bildungslücke (vgl. Opaschowski 1990, 42ff). Freizeit definiert deshalb ein breit gefächertes Lern- und Sozialisierungsfeld institutionalisierter Erziehung und praktischer Pädagogik. Selbst wenn Schulen die Bedeutung der Freizeit für die Erfüllung des Lebens stets anerkannt, sind sie Lehranstalten geblieben, denen andere, materiale Bildungsinhalte wichtiger waren. Lediglich die Sonderschulen konnten notgedrungen die formale Seite kategorialer Bildung stärker betonen und in gewisser Weise die Orientierung an lebenspraktischen Fähigkeiten und Fertigkeiten in ihren Bildungsplänen verankern (vgl. z.B. Bayerisches Staatsministerium 1989; Ministerium für Kultus und Sport Baden-Württemberg 1982). „Bildung mit Format“ (vgl. Lamers/Heinen 2006), das heißt eine Bildung die im Sinne der kategorialen Bildungstheorie (vgl. Klafki 1957) formale und materiale Bildung integriert und in Balance hält und nach dem interaktionistischen Verständnis von Erziehung und Bildung (education) in einem offenen Haus des Lehrens und Lernens in einem Unterricht für Alle, zwischen der Objekt- und Subjektseite im Bildungsprozess vermittelt, könnte deshalb in der Tat auch der pädagogisch-didaktische Schlüssel für eine auf Emanzipation und Partizipation ausgerichtete Freizeiterziehung sein.

Der Anspruch auf Freizeiterziehung und die Notwendigkeit zu Freizeitbildung macht für den Freizeitforscher Opaschowski (2001, 186) keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen. Eine Pädagogik der Lebenszeit, die Berufsbildung und Freizeitbildung zu triangulieren versteht, die lernenden Subjekte zu lebenslangem Lernen befähigt und auf das Leben in einer inklusiven Gesellschaft vorbereitet, kann folgerichtig nur eine allgemeine, inklusive

Gesamtpädagogik sein, die insbesondere die Schulpädagogik, die Sozialpädagogik und die Heil- und Sonderpädagogik (vgl. Markowetz/Schwab 2008) zusammenführt und weitere spezielle Pädagogiken wie die Erlebnispädagogik, Waldpädagogik, Zirkuspädagogik, Theaterpädagogik, Motopädagogik, Museumspädagogik, Medienpädagogik, Sexualpädagogik, Friedenspädagogik, Gedenkstättenpädagogik, u.a.m. in ihren Dienst stellt.

Eine inklusive Pädagogik und Didaktik der Freizeit (vgl. Markowetz 2000a), die das Lernen der Subjekte in den Mittelpunkt rückt, wird natürlich die individuellen Lernausgangslagen gebührend zu berücksichtigen wissen, um auch und gerade die Entwicklungspotentiale für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen und Benachteiligungen zu optimieren, ihre Teilhabe an der Gesellschaft zu sichern und es pädagogisch verstehen sie entwicklungslogisch (vgl. Feuser 1995, 94ff) bei der Gestaltung des eigenen Lebens anzuleiten sowie zur sinnvollen Verwendung von Lebenszeit zu befähigen. Unter sozialintegrativen Aspekten erweist sich gerade Freizeit mit dem höchsten Anteil (53%) am Gesamtbudget an Lebenszeit (vgl. Zellmann 2002) als ein gemeinsam zu bewältigender Lerngegenstand und zwischen Arbeitsethos und Mußeidee als ein Handlungsfeld, um das Zusammenleben und Zusammenhandeln der Menschen mit und ohne Behinderung neu zu denken und zu machen. Freizeiterziehung und Freizeitbildung einer modernen, inklusiven Pädagogik ist ein interaktives Geschehen, eine Form des sozialen Handelns und der symbolischen Interaktion zwischen Menschen mit und ohne Behinderung.

6. Zusammenfassung, Ausblick und Forderungen

Behinderte Menschen wollen mitten im Leben stehen, als gleichberechtigte Bürger am gesellschaftlichen Leben teilhaben und vermehrt Einfluss auf ihre Lebenszeitgestaltung nehmen. Sie wollen frei wählen können und Entscheidungs- und Handlungsfreiheiten in Anspruch nehmen. Selbstbestimmung, Autonomie, Emanzipation, Antidiskriminierung, Gleichstellung, Normalisierung, Demokratisierung und Humanisierung sowie umfassende Integration und gesellschaftliche Teilhabe sind dabei die zentralen pädagogischen, bildungs- und gesellschaftspolitischen Schlagworte (vgl. Markowetz 2001a; 2007g). Es geht darum, den Wechsel vom "Fürsorgeansatz" zum "Bürgerrechtsansatz" zu vollziehen und Inklusion als Menschenrecht im Lebensbereich Freizeit umfassend zu realisieren. Hierzu müssen wir die traditionelle Kultur des Helfens in der Sonderpädagogik überwinden und Menschen mit einer Behinderung nicht länger als beliefenungs-, anweisungs- und behandlungsbedürftiges Klientel, sondern als Experten in eigener Sache anerkennen.

Die Liste mit Forderungen für mehr Integration und Partizipation behinderter Menschen im Lebensbereich Freizeit ist lang (ausführlich hierzu Markowetz 2000d; 2007f). An die Gemeinden, Kommunen, Städte, Bezirke, Landkreise, Regierungspräsidien, Landschafts- und Landeswohlfahrtsverbände sowie politische Gremien auf Länder- und Bundesebene muss die Forderung nach einer „Stadt für Alle“ gestellt werden, nach einem Wohn- und Lebensraum, der den individuellen Bedürfnissen entgegenkommt und behinderungsbedingte Nachteile so auszugleichen vermag, dass ein Leben in sozialer Integration und die Teilhabe am gesellschaftlichen und öffentlichen Leben grundsätzlich möglich ist. Soziale Integration respektive Inklusion ist als ernstzunehmende und vordringlich praktisch zu realisierende Aufgabe in allen Verwaltungsbereichen aufzufassen.

Stadtentwicklungspläne und kommunale Kinder- und Jugendpläne müssen darauf abgestimmt werden. In alle zentralen Verwaltungsbereiche wie Sozial- und Kulturreferate, Kinder- und Jugendhilfeausschüsse etc. sind unabhängige Beauftragte für Integration zu bestellen, die fachkompetent für eine sukzessive Umsetzung Sorge tragen. Darüber hinaus brauchen wir ein Netz wohnortnaher Beratungsstellen, das sich schnell und unbürokratisch mit aktuellen Problemen bei der Freizeitgestaltung behinderter Menschen beschäftigt und diese kundenorientiert bearbeitet.

Besonders Spiel-, Lern-, Kultur- und Freizeitangebote, ob in öffentlicher oder privater Hand verwaltet, müssen barrierefrei zugänglich und nutzbar werden. Doch nicht nur Mobilitätsprobleme gilt es, durch

vorwiegend technisch-apparative Lösungen auszugleichen. Viel mehr müsste gegen die Schranken im Kopf getan werden. Öffentlichkeitsarbeit allein wird hierzu nicht ausreichen. Es kommt darauf an, gelebte Kontakte zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen zuzulassen und qualitativ auszubauen, damit die dabei gemachten Erfahrungen anhaltend positiv wirken und ein Entstigmatisierungsprozess in Gang kommt. Behindertenfreizeit im klassischen Sinn und Integrationsarbeit im Lebensbereich Freizeit müssen sich ergänzen. Spezielle Freizeitangebote für Behinderte mit nicht zwingend integrativem Charakter haben allenfalls noch dort ihre Berechtigung, wo sie nachhaltig gewünscht und vorläufig nicht anders organisiert und finanziert werden können. Sie dürfen nicht eingestellt werden. Dennoch sollten eindeutig weniger Sonderprogramme für Behinderte den Lebensbereich Freizeit bestimmen.

Es ist zu fragen, warum sich die Tourismusbranche mit behinderten Kunden so schwer tut. Damit behinderte und mobilitätseingeschränkte Menschen chancengleich reisen können, müssen zahlreiche Probleme im Tourismusbereich abgebaut werden. Vordringlich zu fordern wäre der Abbau vorhandener technischer, architektonischer und vorurteilsbedingter Barrieren, eine Verbesserung der Angebote durch die Tourismusindustrie selbst, die Anerkennung Behinderter als Zielgruppe und Kunden, ein ansprechendes Marketing mit entsprechenden Werbestrategien, der sukzessive Abbau von "Spezialanbietern" zugunsten einer Normalisierung durch integrative Angebote von "Regelanbietern", die Öffnung der Reisebüros und der Palette touristischer Angebote für Menschen mit Behinderungen, ein besserer Service mit Komplementärangeboten bis hin zur Vermittlung von kompetenten Reisebegleitern, eine solide Öffentlichkeitsarbeit, eine Ausbildungsneuordnung der touristischen Berufe, die die besonderen Belange behinderter Reisender berücksichtigt.

Letztlich gilt es Finanzierungsmöglichkeiten für innovative und integrationsstarke Ansätze und Angebotsformen im Freizeitbereich zu schaffen. Generell muss der Freizeitbereich als eigen- und nicht randständiges Handlungs- und Erfahrungsfeld ernst genommen und als solches von der sozialpolitischen Gesetzgebung analog zur beruflichen Rehabilitation auf eine solide Finanzierungsgrundlage gestellt werden. Die Finanzierungsregelungen des Bundessozialhilfegesetzes für die Bereiche Wohnen und Arbeit könnten hier als Vorbild wirken. Insbesondere den Rechtsanspruch auf finanzielle Förderung des Freizeitens gilt es zu stärken, um behinderten Menschen nach dem SGB IX (vgl. Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung 2004) unter Nutzung persönlicher Budgets die Möglichkeit zur uneingeschränkten Teilnahme am Leben in der Gemeinschaft zu geben.

Außerdem müssen neue, verlässliche und unbürokratischere Regelungen für die Inanspruchnahme und Finanzierung von Assistenzdiensten zur individuellen Freizeitgestaltung und als "Schlüssel für ein selbstbestimmtes Leben Behinderter" (Miles-Paul/Frehse 1994, 12) getroffen werden. Hierzu ist es aber auch notwendig, dass die Hilfssysteme für Behinderte vor Ort ein eigenes Profil für den Freizeitbereich entwickeln und entsprechende innovative und integrationsorientierte Dienste in ihr Programm aufnehmen. Community Care, Community Living und Supported Living sollen der Gemeinwesenarbeit ein inklusives Profil geben, das Leben in der Gemeinde erleichtern (vgl. Knust-Potter 1998) und damit auch das sozialintegrative Aus- und Erleben von Freizeit möglich machen.

Eine solche konzeptionelle Arbeit bedarf der Unterstützung der Spitzenverbände, der Selbsthilfeszusammenschlüsse, der Politik, der Behinderten- und Integrationspädagogik und des Mutes zu struktureller Erneuerung unseres Rehabilitationssystems. Nur so wird man auf Dauer dem hohen Stellenwert der Freizeit in unserer heutigen Gesellschaft gerecht werden und dafür Sorge tragen können, dass sich die Freizeitbedürfnisse von Menschen mit Behinderungen mit klarem Bezug auf integrative und emanzipatorische Zielsetzungen erfüllen.

Aufgabe von Erziehung und Bildung ist es Lebensführungs Kompetenzen zu vermitteln und ein zukunftsorientiertes Lernen für das Leben zu organisieren, damit Lebenszeit, Lebenszufriedenheit und Lebensqualität in unserer Gesellschaft kein exklusives Gut für wenige Personen werden, sondern das Zusammenleben und Zusammenhandeln der Menschen auf dem Weg zu einer inklusiven Gesellschaft

tragen und bestimmen (vgl. Markowetz 2007a, h). Freizeiterziehung und Freizeitbildung müssen erneut Einzug halten in unseren Kindergärten und Schulen, damit Lebensentwürfe, die Lebensplanung und die alltägliche Lebensgestaltung gelingen kann, ohne Identitäten zu beschädigen (vgl. Markowetz 2008a, d, e). Es bedarf pädagogisch gewollter Unterrichts-, Förder- und Betreuungsangebote, die die eng geführten Vorstellungen vor- wie schulischer Leistungen in Richtung persönlichkeitsbildender Leistungen überwinden und dabei dem Lernziel „Entfaltung von Lebensführungscompetenz“ entschieden näher kommen will. Persönlichkeitsbildung ist Bildung, die für das Leben qualifiziert, zwischen Berufs- und Freizeitbildung makelt, formale und materiale Bildungsansprüche unserer Gesellschaft in Balance halten kann und lebensbezogene Erziehungsziele mit berufsbezogenen Erziehungsziele in Einklang bringen kann.

Für die Beurteilung der Wirksamkeit von Inklusion im Freizeitbereich dürfte vor dem Hintergrund der von Freizeiterziehung und Freizeitbildung, den beiden Assistenzebenen gerade das Gelingen der persönlichen Assistenz von Menschen mit Behinderungen ein fundamentaler Prüfstein sein (vgl. Markowetz 2006e; 2007e). Durch den Einsatz gut ausgebildeter Freizeitassistentinnen und -assistenten wird man dem hohen Stellenwert der Freizeit in unserer heutigen Gesellschaft gerecht werden und dafür Sorge tragen können, dass sich die Freizeitbedürfnisse von Menschen mit Behinderungen mit klarem Bezug auf integrative und emanzipatorische Zielsetzungen erfüllen. Dann ist zu erwarten, dass die Entwicklungen im Lebensbereich Freizeit das Zusammenleben und Zusammenhandeln der Menschen sowie die daraus resultierende soziale Wirklichkeit positiv verändern. Gelingt es in diesem Prozess Vorurteile abzubauen, Einstellung und Verhaltensweisen gegenüber behinderten Menschen zu ändern (vgl. Markowetz 2007j) und Möglichkeiten der Entstigmatisierung (vgl. Markowetz 2007a, g) zu nutzen, dann sind wir sowohl auf dem Weg zu einer inklusiven Gesellschaft als auch zu einer Lebensgesellschaft, die sich vom Diktat der Erwerbsarbeit allmählich befreien und stärker der Freizeitbildung hinwenden kann (vgl. Markowetz 2006d; 2007g; 2008a, e, f).

Die Bewältigung der Heterogenität, die Verwirklichung von Gerechtigkeit und Lebenschancen durch Freizeitassistenz ist dabei das Ziel und der Weg einer modernen Pädagogik und Didaktik der Freizeit (vgl. Markowetz 2000b) und das Anliegen einer auf Inklusion gerichteten Behindertenhilfe und Sozialen Arbeit im Lebensbereich Freizeit (vgl. Theunissen 2005). In jedem Fall wecken die in diesem Beitrag thematisierten Aspekte neue, berechtigte Hoffnungen für ein Mehr an Selbstbestimmung, Emanzipation und gesellschaftlicher Teilhabe (vgl. Markowetz 2005) auch und gerade für Menschen mit Behinderungen.

7. Literatur

- Antonovsky, A.: Salutogenese – Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen (DGVT Verlag) 1998.
- Arbeitsgruppe IDEAL e.V.: Freizeitassistenz am Beispiel des Hallenser Vereins IDEAL – Der Weg von einer studentischen Initiative zu einem sozialen Träger. In: Theunissen G./Schirbort, K. (Hrsg.), Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung.
- Zeitgemäße Wohnformen – Soziale Netze – Unterstützungsangebote. Stuttgart (Kohlhammer) 2006, 266-274.
- Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus und Wissenschaft und Kunst: Einführung des Lehrplans für die Werkstufe der Schule für Geistigbehinderte. München (Amtsblatt. Bekanntmachung Nr. III/10-4/31 446) 1989.
- Beck, U.: Die Zukunft von Arbeit und Demokratie. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1999.
- Beck, U.: Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt (Suhrkamp) 2007.
- Bleidick, U.: Die Förderung Schwerstbehinderter durch Arbeit. In: Butzke, F./Bordel, R. (Hrsg.): Leben ohne Beruf? Alternative Lebensgestaltung junger Behinderter ohne berufliche Perspektive. Heidelberg (Winter) 1998, 149-173.
- Brockhaus Enzyklopädie (1988): Band 7. Mannheim (Brockhaus) 1988.

- Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, Referat Öffentlichkeitsarbeit (Hrsg.): SGB IX – Rehabilitation und Teilhabe behinderte Menschen: mehr Beratung, mehr Leistung, mehr Chancen. Bonn (Bundesministerium) 2002.
- Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung (Hrsg.): Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen. Bonn (Bundesministerium) 2004.
- Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit (Hrsg.): Freizeit und Behinderung. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit. Band 47. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz (Kohlhammer) 1976.
- Candussi, K.: Was passiert, wenn 'geistig Behinderte' mit ihrem Kopf arbeiten? In: Kaiser, H./Kocnik, E./Sigot, M. (Hrsg.), Vom Objekt zum Subjekt. Inklusive Pädagogik und Selbstbestimmung. Klagenfurt/Ljubljana/Wien (Mohorjeva Hermagoras) 2005, 163-173.
- Cloerkes, G.: Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. Unter Mitwirkung von Kai Felkendorff und Reinhard Markowetz. 3., neu bear. und erw. Auflage. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter Edition S) 2007.
- Dahrendorf, R.: Auf der Suche nach Ordnung. München (Beck) 2003.
- DGFE-Kommission Pädagogische Freizeitforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaften: Bildungsauftrag Ganztagsbetreuung: Schule statt Freizeit? Hamburg 2002.
- Ebert, H.: Menschen mit geistiger Behinderung in der Freizeit. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2000.
- Feuser, G.: Behinderte Kinder und Jugendliche. Zwischen Integration und Aussonderung. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1995.
- Fröhlich, A.: Der somatische Dialog. Zur psychischen Situation schwerstmehrfachbehinderter Kinder. Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft 5 (1982), 15-20.
- Giarini, O. & Liedtke, P. M.: Wie wir arbeiten werden. Der neue Bericht an den Club of Rome. Hamburg (Hoffmann und Campe) 1998.
- Keupp, H. u.a.: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 2002.
- Klafki, W.: Das pädagogische Problem des Elementaren und die Theorie der kategorialen Bildung. Weinheim (Beltz) 1957 (1959).
- Klafki, W.: Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Zeitgemäße Allgemeinbildung und kritisch-konstruktive Didaktik. Weinheim/Basel (Beltz) 1993.
- Klafki, W.: Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Weinheim/Basel (Beltz) 1964 (1967, 1974).
- Knust-Potter, E.: Behinderung - Enthinderung: die Community Living Bewegung gegen Ausgrenzung und Fremdbestimmung. Köln (KNI Paperbacks) 1998.
- Kossens, M.: Grundzüge des neuen Behindertenrechts: SGB IX und Gleichstellungsgesetz. München (Beck) 2003.
- Kraft, W.F.: Institutionelle Hilfe versus persönliche Assistenz. 2001. Internetquelle. Download unter: http://www.alsterdorf.de/evangelische_stiftung_alsterdorf__C7726855567F40E29F9F2496160B5474.htm; aufgerufen am 06.04.2006.
- Lage, D.: Unterstützte Kommunikation und Lebenswelt. Eine kommunikationstheoretische Grundlegung für eine behindertenpädagogische Konzeption. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2006.
- Lamers, W./Heinen, N.: Bildung mit ForMat – Impulse für eine veränderte Unterrichtspraxis mit Schülerinnen und Schülern mit (schwerer) Behinderung. In: Laubenstein, D./Lamers, W./Heinen, N. (Hrsg.), Basale Stimulation kritisch-konstruktiv. Düsseldorf (Verlag Selbstbestimmt Leben) 2006, 141–205.
- Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.): Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter Edition S) 2000.
- Markowetz, R./Fertig, T.: Fachpädagogin/Fachpädagoge „Inklusion und Community Care für Menschen mit Behinderung im Lebensbereich Freizeit“ - Konzept und Curriculum der einjährigen

- Weiterbildung im Kontext des Forschungsprogramms „Inklusion und Community Care“ am Fachbereich Heilpädagogik der KFH Freiburg. Freiburg (Katholische Fachhochschule) 2007.
- Markowetz, R./Schwab, J. (Hrsg.): Kooperation von Jugendhilfe und Schule zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2010 (in Vorbereitung) Markowetz, R.: „Assistent/-in für Menschen mit Behinderungen“ - Ein 'neuer' heilpädagogischer Beruf in einem 'neuen' Handlungsfeld? Aufgezeigt am Beispiel der wohnortnahen Integration behinderter Kinder und Jugendlicher im Lebensbereich Freizeit. In: Stach, M./Kipp, M. (Hrsg.), Rehabilitationsberufe der Zukunft – Situation und Perspektiven. Ergebnisse der Workshops: Berufliche Rehabilitation. Neusäß (Kieser) 1998a, 119-153.
- Markowetz, R.: „Freizeit inklusive“ - Einführung in ein inklusionspädagogisches Handlungsfeld. Studienbuchreihe Praxis Heilpädagogik. Band II Handlungsfelder – Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Greving. Stuttgart (Kohlhammer) 2010 (in Vorbereitung).
- Markowetz, R.: Behinderung und Inklusion. Paradigmenwechsel – Verändert Inklusion das Verständnis von Behinderung und bringt Menschen mit Behinderung mehr Teilhabe und Emanzipation? *Betreuungsmanagement* 3 (2007b) 2, 59-71.
- Markowetz, R.: Das allmähliche Verschwinden der Arbeit aus der WfB als Herausforderung für die Sonder- und Heilpädagogik. In: Bundschuh, K. (Hrsg.), *Sonder- und Heilpädagogik in der modernen Leistungsgesellschaft - Krise oder Chance?* Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2002b, 567-579.
- Markowetz, R.: Die Werkstätten für Behinderte neu denken und neu machen! *Behindertenpädagogik* 41 (2002b) 2, 134-161.
- Markowetz, R.: Erfahrungen des Selbsthilfe- und Integrationsprojektes PFIFF bei der Erschließung allgemeiner Angebote für behinderte Kinder und Jugendliche. In: Rische, H./Blumenthal, W. (Hrsg.), *Selbstbestimmung in der Rehabilitation. Chancen und Grenzen.* Band 9 der DVfR-Reihe „Interdisziplinäre Schriften zur Rehabilitation“. Ulm (Universitätsverlag) 2000f, 263-280.
- Markowetz, R.: Freizeit behinderter Menschen. In: Cloerkes, G., *Soziologie der Behinderten.* Eine Einführung. Unter Mitwirkung von Kai Felkendorff und Reinhard Markowetz. 3., neu bear. und erw. Auflage. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter Edition S) 2007b, 307-340.
- Markowetz, R.: Freizeit im Leben behinderter Menschen – Zusammenfassung, Ausblick und Forderungen. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), *Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis.* Heidelberg (Winter Edition S) 2000d, 363-374.
- Markowetz, R.: Freizeit inklusive – Aspekte des Gelingens integrationspädagogischer Arbeit im Lebensbereich Freizeit. In: Eberwein, H./Mand, J. (Hrsg.), *Einführung in die Integrationspädagogik.* Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2008d (in Vorbereitung). Markowetz, R.: Freizeit und Behinderung – Inklusion, Teilhabe durch Freizeitassistenz. *Spektrum Freizeit – Forum für Wissenschaft, Politik & Praxis.* Heft II: Schwerpunkt: Freizeit – Ethik und Behinderung. Bedingungen und Möglichkeiten freizeit20
- kultureller Teilhabe für Alle. Herausgegeben von Prof. Dr. Udo Wilken. 28 Jg. (2006e) 2, 54-72.
- Markowetz, R.: Freizeit und Behinderung – Inklusion, Teilhabe durch Freizeitassistenz. *Spektrum Freizeit – Forum für Wissenschaft, Politik & Praxis.* Heft II: Schwerpunkt: Freizeit – Ethik und Behinderung. Bedingungen und Möglichkeiten freizeitskultureller Teilhabe für Alle. Herausgegeben von Prof. Dr. Udo Wilken. 28 Jg. (2006e) 2, 54-72.
- Markowetz, R.: Freizeit und Körperbehinderung. In: Jennessen, S. (Hrsg.), *Leben geht weiter. Perspektiven der nachschulischen Rehabilitation bei Körperbehinderung.* Weinheim (Juventa) 2008d (in Vorbereitung).
- Markowetz, R.: Freizeit von Menschen mit Behinderungen. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), *Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis.* Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition S) 2000a, 9-38.
- Markowetz, R.: Freizeit. In: Beck, I./Jantzen, W. u.a. (Hrsg.), *Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik.* Stuttgart (Kohlhammer) 2008c.

- Markowetz, R.: Freizeit. In: Greving, H. (Hrsg.), Kompendium der Heilpädagogik. Band 1 A-H. Troisdorf (Bildungsverlag Eins) 2007c, 258-271.
- Markowetz, R.: Freizeit. In: Hansen, G./Stein, R. (Hrsg.), Kompendium Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2006b, 205-221.
- Markowetz, R.: Freizeitassistenz. In: Hinz, A. et al. (Hrsg.), Schwere Mehrfachbehinderung und Integration – Herausforderungen, Erfahrungen, Perspektiven. Marburg (Lebenshilfe) 2007e, 151-161.
- Markowetz, R.: Freizeiterziehung für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen/ Benachteiligungen. In: Stein, R./Orthmann, D. (Hrsg.), Förderung privater Lebensgestaltung bei Behinderung und Benachteiligung im Kindes- und Jugendalter. Band III der Buchreihe Basiswissen Sonderpädagogik. Hohengehren (Schneider-Verlag) 2008a (in Druck).
- Markowetz, R.: Freizeiterziehung für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen/ Benachteiligungen. In: Stein, R./Orthmann, D. (Hrsg.), Förderung privater Lebensgestaltung bei Behinderung und Benachteiligung im Kindes- und Jugendalter. Band III der Buchreihe Basiswissen Sonderpädagogik. Hohengehren (Schneider-Verlag) 2008a (in Vorbereitung).
- Markowetz, R.: Freizeiterziehung und Freizeitbildung – Zur Notwendigkeit einer Bildungsoffensive für lebenslanges Lernen und Lernen für das Leben In: Markowetz, R./Schwab, J. (Hrsg.), Kooperation von Jugendhilfe und Schule zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Bad Heilbrunn/Obb. (Kohlhammer) 2008e (in Vorbereitung)
- Markowetz, R.: Inklusion – Neuer Begriff, neues Konzept, neue Hoffnungen für die Selbstbestimmung und Partizipation von Menschen mit Behinderung. In: Kaiser, H./Kocnik, E./Sigot, M. (Hrsg.), Vom Objekt zum Subjekt. Inklusive Pädagogik und Selbstbestimmung. Klagenfurt (Hermagoras-Mohorjeva Verlag) 2005, 17-66.
- Markowetz, R.: Inklusion – Neuer Begriff, neues Konzept, neue Hoffnungen für die Selbstbestimmung und Partizipation von Menschen mit Behinderung. In: Kaiser, H./Kocnik, E./Sigot, M. (Hrsg.), Vom Objekt zum Subjekt. Inklusive Pädagogik und Selbstbestimmung. Klagenfurt (Hermagoras-Mohorjeva Verlag) 2005, 17-66.
- Markowetz, R.: Inklusion und soziale Integration von Menschen mit Behinderungen. In: Cloerkes, G., Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. Unter Mitwirkung von Kai Felkendorff und Reinhard Markowetz. 3., neu bear. und erw. Auflage. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter Edition S) 2007a, 207-278.
- Markowetz, R.: Integrative Freizeitgestaltungsmöglichkeiten im Überblick: wichtige Adressen, erste Informationen und nützliche Hinweise auf weiterführende Literatur. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition S) 2000e, 375-400.
- Markowetz, R.: Konturen einer integrativen Pädagogik und Didaktik der Freizeit. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition S) 2000b, 39-66.
- Markowetz, R.: Menschen mit geistiger Behinderung zwischen Stigmatisierung und Integration – Behindertensoziologische Aspekte der These „Entstigmatisierung durch Integration“. In: Wüllenweber, E./Theunissen, G./Mühl, H. (Hrsg.), Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart (Kohlhammer) 2006a, 142-159.
- Markowetz, R.: Perspektiven für integrative Freizeit. In: Hinz, A. et al. (Hrsg.), Schwere Mehrfachbehinderung und Integration – Herausforderungen, Erfahrungen, Perspektiven Marburg (Lebenshilfe) 2007f, 225-234.
- Markowetz, R.: Praktische Erfahrungen und Erkenntnisse aus dem Projekt zur Förderung integrativer Ferien- und Freizeitmaßnahmen (PFiFF). In: Rosenberger, M. (Hrsg.), Ratgeber gegen Aussonderung. 2., überarbeitete und ergänzte Auflage. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition Schindele) 1998b, 315-342.

- Markowetz, R.: Soziale Integration behinderter Kinder und Jugendlicher in wohnortnahe Vereine. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition S) 2000c, 81-105.
- Markowetz, R.: Soziale Integration behinderter Kinder und Jugendlicher in wohnortnahe Vereine. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), Freizeit in Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition S) 2000c, 81-105.
- Markowetz, R.: Soziale Integration von Menschen mit Behinderungen im Sport: PFiFF – das Projekt zur Förderung integrativer Ferien- und Freizeitmaßnahmen. In: Fediuk, F. (Hrsg.), Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam im (Schul-)Sport: Entwicklungen, Herausforderungen und Perspektiven. Schorndorf (Hofmann) 2008b (in Druck).
- Markowetz, R.: Soziale Integration, Identität und Entstigmatisierung. Behindertensoziologische Aspekte und Beiträge zur Theorieentwicklung in der Integrationspädagogik. Heidelberg (DigitalBuchVerlag) 2007g.
- Markowetz, R.: Sozialisation. In: Bundschuh, K./Heimlich, U./Krawitz, R. (Hrsg.), Wörterbuch Heilpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und pädagogische Praxis. 3., überarbeitete Auflage. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2007h, 248-252.
- Markowetz, R.: Soziologie, heilpädagogische. In: Bundschuh, K./Heimlich, U./Krawitz, R. (Hrsg.), Wörterbuch Heilpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und pädagogische Praxis. Bad Heilbrunn/Obb. 3., überarbeitete Auflage. (Klinkhardt) 2007i, 255-257.
- Markowetz, R.: Soziologische Fragestellungen. In: Hansen, G./Stein, R. (Hrsg.), Compendium Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2006c, 360-377.
- Markowetz, R.: Von der Segregation zur Integration zur Inklusion – Paradigmenwechsel oder Etikettenschwindel? Freiburg (Katholische Fachhochschule) 2006d.
- Markowetz, R.: Vorurteil. In: Bundschuh, K./Heimlich, U./Krawitz, R. (Hrsg.), Wörterbuch Heilpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und pädagogische Praxis. 3., durchgesehene Auflage. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 2007j, 289-293.
- Marx, K.: Das Kapital. MEW Band 23. Berlin (Dietz) 1970.
- Maturana, H.R./Varela, F.J.: Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern (Scherz) 1987.
- Miles-Paul, O./Frehse, U.: Persönliche Assistenz: Ein Schlüssel zum selbstbestimmten Leben Behinderter. Gemeinsam Leben 2 (1994) 1, 12-16.
- Ministerium für Kultus und Sport Baden-Württemberg (Hrsg.): Bildungsplan der Schule für Geistigbehinderte. Amtsblatt. Lehrplanheft 5/1982. Villingen-Schwenningen (Neckar) 1982.
- Mumm, I./Kliemann, R./Grasshoff, R.: Technische Hilfen für Behinderte. Informationssammlung, Physiotherapie, Ergotherapie, Freizeit und Sport. Heidelberg (Integra) 1998.
- Nahrstedt, W. et al.: Freizeitschule. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1979.
- Opaschowski, H.W.: Deutschland 2020. Wie wir morgen leben. Prognosen der Wissenschaft. Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften) 2004.
- Opaschowski, H.W.: Freizeit und Pädagogik. In: Roth, H. (Hrsg.): Pädagogik. Handbuch für Studium und Praxis. Studienausgabe. München (Ehnenwirth) 1994, 933-945.
- Opaschowski, H.W.: Freizeiterziehung und Freizeitbildung. In: Antor, G./Bleidick, U. (Hrsg.), Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. Stuttgart (Kohlhammer) 2001, 186-188.
- Opaschowski, H.W.: Pädagogik der freien Lebenszeit. Opladen (Leske+Budrich) 1996.
- Opaschowski, H.W.: Pädagogik und Didaktik der Freizeit. Opladen (Leske+Budrich) 1990.
- Prahl, H.-W.: Soziologie der Freizeit. Paderborn (Schöningh) 2002.
- Renner, G.: Unterstützte Kommunikation. Eine Grundlegung. Berlin (Marhold) 2004.

- Speck, O.: Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Erziehung. Ein heilpädagogisches Lehrbuch. München/ Basel (Reinhardt) 1999
- Stadler, H.: Ein Leben ohne Erwerbsarbeit – Zum Stellenwert von Bildung und Freizeit für Menschen mit Behinderung. In: Amt für Umweltschutz, Energie und Gesundheitsförderung in Zusammenarbeit mit der Projektgruppe „Leben mit Behinderung“ (Hrsg.), Bildung und Erwerbsarbeit von Menschen mit Behinderungen. Beiträge und Ergebnisse des 10. Forums Gesundheit 2003. Heidelberg (Amt für Umweltschutz, Energie und Gesundheitsförderung) 2004, 17-25.
- Tetzchner v., S./ Martinsen, H.: Einführung in Unterstützte Kommunikation. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter - Edition S) 2000.
- Theunissen, G. (2000): Lebensbereich Freizeit – ein vergessenes Thema für Menschen, die als geistig schwer- und mehrfachbehindert gelten. In: Markowetz, R./Cloerkes, G. (Hrsg.), Heidelberg, 137-149
- Theunissen, G./Dieter, M./Neubauer, G./Niehoff, U.: Zur Situation geistig behinderter Menschen in ihrer Freizeit. Eine Umfrage bei der Lebenshilfe in Deutschland. Geistige Behinderung 39 (2000) 4, 360-372.
- Theunissen, G./Plaute, W.: Empowerment und Heilpädagogik - ein Lehrbuch. Freiburg (Lambertus) 2002.
- Theunissen, G.: Von der Heilpädagogik zu Sozialen Arbeit? Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft 28 (2005) 1, 30-42.
- Wilken, E. (Hrsg.): Unterstützte Kommunikation. Eine Einführung in Theorie und Praxis. Stuttgart (Kohlhammer) 2002.
- World Health Organization (WHO): ICF. Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit und Behinderung. Geneva (WHO) 2002.
- Zellmann, P.: Arbeit, Erholung und Zeit zum Leben. Spektrum Freizeit 24 (2002) 1, 112-122

Kontakt:

Prof. Dr. Reinhard Markowetz
Katholische Hochschule Freiburg
Karlstraße 63
D-79104 Freiburg i.Br.
Tel.: 0761-2001527
E-Mail: reinhard.markowetz@kh-freiburg.de

Mag.^a Gita Šapranaukaitė, Rumšiškės/Litauen

Zurück in die Gesellschaft durch Kultur

In den Jahren 1999-2009 wurde ein Projekt der sozialen Rehabilitation von Menschen mit Behinderung durch eine Partnerschaft des Freilichtmuseums Litauens, der regionalen Verwaltung Kaišiadorys und „VšĮ Rumšiškių muziejaus dvaro akademija“ durchgeführt. Im Rahmen des Projektes wurden über 30 Seminare und Werkstätten mit einer Dauer von 3- 7 Tagen veranstaltet. Fast 600 Personen wurden als TeilnehmerInnen ins Projekt einbezogen.

Zunächst ein paar Informationen zur Situation unserer Gesellschaft im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts: Unser Land hat zu dieser Zeit riesige Veränderungen im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bereich erlebt. Für die Gesellschaft war das nicht so einfach. Die Gesellschaft litt am psychologischen Trauma wegen der sowjetischen Okkupation. Aber viel komplizierter war diese Situation für Menschen aus sozialen Randgruppen. Nur eine Bemerkung: in der Zeit der sowjetischen Okkupation waren Menschen mit Behinderung nichts wert. Vor allem bestand für diese Menschen die Hauptaufgabe darin, sich einen eigenen Weg zurück in die Gesellschaft zu bahnen. Die Unabhängigkeit Litauens und die damit verbundenen Veränderungen waren ein guter Anlass für eine Wende. Für ein aktives Leben sind durch die Projekte und Programme viele verschiedene Möglichkeiten entstanden. Die meisten Projekte beschäftigten sich mit dem Aufbau spezieller Einrichtungen für die therapeutische Rehabilitation behinderter Menschen.

Rumšiškių muziejaus dvaro akademija

Öffentliche Institutionen haben auch ihren eigenen Beitrag in diesem Bereich geleistet. Unsere Institution „Rumšiškių muziejaus dvaro akademija“ („Gutakademie des Museums in Rumšiškės“) hat von Anfang ihrer Existenz (1998) nicht formale Bildungsangebote an sozial sensible Gruppen gerichtet.

Unserer Institution stehen zwei ethnographische Gebäude im Freilichtmuseum Litauens – das ganze Territorium umfasst nahezu 200 Hektar – zur Verfügung, in denen Räume für den Aufenthalt und für den Unterricht eingerichtet sind. Im Wesentlichen richteten wir unser Augenmerk auf die Verwendung und Gestaltung des Museums als einen kulturellen Raum für sozial engagierte Projekte inklusive der sozialen Rehabilitation von Menschen mit Behinderung.

Unserer Arbeit liegt eine ganzheitliche Anschauung des Menschen zugrunde, seiner Beziehungen zur Gesellschaft und zum eigenen Lebensraum. Der kulturelle Raum des Museums ermöglicht es uns diese Konzeption zu verwirklichen.

Natur und Tradition als Anregung zum schöpferischen Denken

Die reizvolle Natur des Museums und das Erbe der traditionellen Kultur Litauens, die im Museum aufbewahrt ist, bilden einen besonderen Bildungsraum. Natur und Tradition - diese zwei Aspekte gemeinsam - wirken auf unsere Persönlichkeit besonders stark: eine Reise zu den kulturellen Wurzeln und zur Harmonie der Natur stärkt unser Selbstbewusstsein und regt unsere Identitätssuche und das kreative Denken an. Die Erziehung zu einem schöpferischen Denken war eine der Hauptaufgaben unseres Projektes. Schöpferisches Denken im sozialen Bereich hilft uns im Leben, im Umgang mit den Anderen, ermöglicht eine positive und optimistische Lösung der Probleme und Krisen. Maßnahmen dazu waren ein breites Spektrum an kulturellen und künstlerischen Aktivitäten wie Handarbeiten und Malen, im Bereich der Arbeitsmethoden Ekotherapie und Kunsttherapie. Nach den verschiedenen Einheiten bekamen wir zahlreiche Rückmeldungen von TeilnehmerInnen, in welchen es vor allem um

das Gefühl ging, dass „ich etwas tun kann“, „etwas leisten kann“ und es wertvoll ist, was ich mache. Meistens war es ganz kurz gesagt: „aš galiu“ d.h. „ich kann es“.

Der Alltag des Museums als integrativer Faktor

Im Laufe dieses Projektes haben die TeilnehmerInnen etwas für sie Neues, Unerwartetes in Bezug auf das Museum als integrativen Raum entdeckt. Während ihres Aufenthaltes im Museum haben sie bemerkt, dass ihnen dieser Raum ein doppeltes Gefühl ermöglichte: Sicherheit, weil das Gelände geschlossen ist, und gleichzeitig Offenheit wegen der Besucher des Museums, die sich auf dem Gelände bewegen und immer wieder andere Menschen aus der ganzen Welt sind. Sie konnten immer persönlich entscheiden, ob sie diese sozialen Kontakte wahrnehmen oder die Zeit lieber alleine oder in einer geschlossenen Gruppe Bekannter verbringen wollen. Für einige war es nach 10 oder sogar 20 Jahren zu Hauseins eine richtige Herausforderung, so vielen fremden Menschen zu begegnen. Sie haben immer eine Möglichkeit gehabt, die Türe der Werkstatt zu schließen, wenn sie mit verschiedenen Aktivitäten beschäftigt waren; meistens sind die Türen aber geöffnet geblieben. Die Museumsbesucher beobachteten die Arbeitsprozesse und kommunizierten gerne mit den Teilnehmern in den Werkstätten. Die Kommunikation der Teilnehmer des Projektes mit den Museumsbesuchern verstärkte ebenfalls die Motivation, den Weg zurück in die Gesellschaft zu suchen.

Es war im vollen Sinne des Wortes ein Integrationsprojekt: für die Gesellschaft und vor allem für das Personal des Museums, die Besucher und die pädagogischen Kräfte. Alle haben etwas mehr über die Bedürfnisse sozial sensibler Gruppen der Gesellschaft gelernt.

Kooperation und neue Ideen

Dieses Projekt hat uns auch andere positive Ergebnisse gebracht: Vor allem ein Beispiel einer erfolgreichen Kooperation zwischen verschiedenen Institutionen: staatlicher Institutionen (das Museum), regionaler Einrichtungen (Kaišiadorys regionale Verwaltung) und nichtstaatlicher Organisationen (VšĮ Rumšiškių muziejaus dvaro akademija). Im Laufe des Projektes haben sich Partnerschaften mit ca. einem Dutzend verschiedener Institutionen ergeben. Diese Kooperationen sind immer wieder durch verschiedene Projekte aktiv.

Im Diskussion mit den behinderten Menschen entstand auch die Idee eines Dienstleistungszentrums in Kaišiadorys. Dieses wurde im Jahr 2008 gegründet. Durch das Projekt erworbene Praxis wurde in dieser Einrichtung weiter entwickelt. Unter einem Dach gibt es für Kinder, Jugendliche, Erwachsene, ältere Menschen und Menschen mit Behinderung in allen Alterklassen verschiedenste Angebote.

Vor allem waren aber die Worte eines Teilnehmers bedeutungsvoll: „Ich bin zurück!“ Zurück im Studium, in Arbeit, in Tätigkeit, im Leben. Mit diesen Worten fand unser Projekt die beste Anerkennung.

Schlussfolgerung

Das Projekt hat bei der Verwendung und Gestaltung des Museums als eines kulturellen Raumes für soziale Rehabilitation von Menschen mit Behinderung die Erwartungen erfüllt und neue Perspektiven für die weitere Arbeit in diesem Bereich aufgezeigt.

Die Kooperation zwischen staatlichen Institutionen, regionaler Verwaltung und nichtstaatlichen Institutionen ermöglicht eine effektive Nutzung der Mittel (Infrastruktur, Personal, Finanzmittel etc.)

Kontakt:

Mag. Gita Šapranaukaitė, gita.sapranaukaite@lbbm.lt

Maren Röse / Juliane Geuke, Hamburg

Kulturhaus Bienenkorb: Kultur- und Freizeitangebote nicht nur für, sondern auch von Menschen mit Behinderung

1. Das Rauhe Haus
2. Geschichte des Bienenkorbs
3. Wie ist der Bienenkorb organisiert
4. Welche Angebote gibt es im Bienenkorb
5. Kooperationen
6. Finanzierung des Bienenkorbs
7. Spannungsverhältnis: Schutzraum versus Normalität

1. Das Rauhe Haus

Das Rauhe Haus wurde 1833 von Johann Hinrich Wichern, dem großen evangelischen Sozialreformer und Kirchenvater des 19. Jahrhunderts, gegründet. Wicherns pädagogische, vor allem aber seine missionarischen und sozialpolitischen Ideen und Aktivitäten zogen über Hamburg hinaus Kreise und gaben 1848 auf dem Wittenberger Kirchentag den Anstoß zur Gründung der "Inneren Mission", dem Vorläufer alles dessen, was heute als Diakonie bekannt ist.

Wichern lernte als Sonntagsschullehrer die Not im Armenviertel der Hamburger Vorstadt St. Georg kennen. Menschen, besonders Kinder lebten unter schlimmsten sozialen und hygienischen Bedingungen. 1833 gründete Wichern die Stiftung im Auktionssaal der Hamburger Börsenhalle mit Senatsangehörigen und Geschäftsleuten. Er erhielt von einem väterlichen Freund, Karl Sieveking, nicht nur Geld, sondern auch ein Grundstück und Haus in Hamburg-Horn, damals ein Dorf mit 600 Einwohnern. Die Bauernkate des Gutes hieß „Ruges Hus“, der Name stammt wahrscheinlich schon vom Vorbesitzer. Dieses Grundstück ist heute noch das Traditionsgelände und ist u.a. durch eine eigene U-Bahn-Haltestelle an den Öffentlichen Nahverkehr angeschlossen (4 Stationen bis Hamburg Hauptbahnhof).

Pädagogisch revolutionär war das im Rauhen Haus erstmals umgesetzte „Familienprinzip“: zehn bis zwölf „Zöglinge“ lebten mit ihrem Betreuer (großer Bruder, deshalb Brüder) zusammen. Diese wurden zu Armenerziehern ausgebildet. Es folgten auch Mädchenfamilien. Es bestand die Möglichkeit, eine handwerkliche Lehre oder Dienstmädchenausbildung zu absolvieren. Die Gründung des Ausbildungsinstituts, der „Brüderanstalt“, wird als „Wiege der modernen Sozialarbeiterausbildung“ gesehen. Wicherns Arbeit machte überall in Deutschland Schule. Auf dem 1. ev. Kirchentag in Wittenberg verpflichtet er die Kirche zu diakonisch-sozialem Handeln. In der unmittelbaren Folge entsteht die Innere Mission, die heutige Diakonie.

Die Stiftungsbereiche des Rauhen Hauses

Heute bestehen:

- die Altenhilfe und Sozialpsychiatrie
- die Jugendhilfe
- die Evangelische Hochschule für Sozialpädagogik, Diakonie und Altenpflege
- die Wichernschule
- die Behindertenhilfe

In über 100 Adressen im Großraum Hamburg ist die Stiftung mit Einrichtungen, Wohngruppen und Stadtteilbüros präsent. Das Rauhe Haus hat 1050 MitarbeiterInnen, 120 Ehrenamtliche und betreut, unterstützt und bildet über 3000 Menschen aus.

Die Abteilung Behindertenhilfe

Die jüngste Abteilung des Rauhen Hauses wurde 1991 gegründet. Die ersten Betreuungen von Menschen mit Behinderungen wurden schon ab 1987 durch den Stiftungsbereich Jugendhilfe geleistet. Die Betreuungsstrukturen zeichneten sich durch fortschrittliche Prinzipien aus:

- Dezentralisierung
- Entspezialisierung (Pädagogen statt Psychologen)
- Entformalisierung
- Betreutes Einzelwohnen
- Individuelle Hilfe- u. Zukunftsplanung

Es gab kleine integrative und familienähnliche Wohngemeinschaften, in denen die behinderten und nicht behinderten Kinder und Jugendlichen zunächst unter einem Dach betreut wurden. In den 80er/90er Jahren verblieben mehr Kinder in den Familien, dadurch gab es insgesamt weniger zu betreuende Kinder in den Wohngruppen und es wurden heranwachsende und vermehrt auch erwachsene Menschen mit Behinderung aufgenommen. Viele Menschen aus diesem Personenkreis haben zusätzlich zu einer geistigen Behinderung eine seelische oder psychische Beeinträchtigung (Doppeldiagnose), die Diagnose Autismus, zeigen selbst- und fremdgefährdende Verhaltensweisen oder haben einen erworbenen Hirnschaden.

Neben der stationären wurde auch die ambulante pädagogische Betreuung zunehmend ausgebaut. Parallel zu den Wohnmöglichkeiten für Menschen mit Behinderung entstanden auch die Kultur- und Arbeitsmöglichkeiten. Alle Hilfen können miteinander kombiniert werden. Grundlage ist immer die individuelle Hilfe, gemeinsam vom Betreuten und Menschen seines Umfelds entworfen. Regelmäßig wird die Hilfe überprüft und weiter entwickelt.

Rund 120 geistig behinderte Menschen leben in Einrichtungen der Stiftung. Keine davon hat Anstalts- oder Heimcharakter. In Wohngruppen mit nicht mehr als zehn Bewohnern hat jeder sein eigenes Zimmer. Das Zusammenleben wird gemeinsam gestaltet.

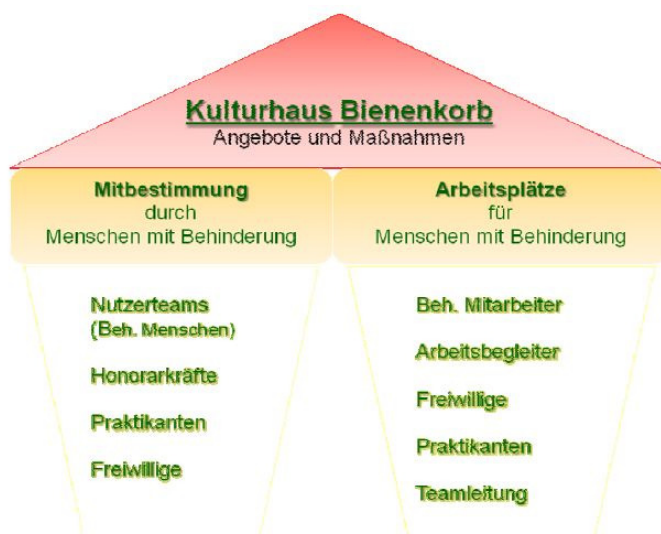
2. Geschichte des Kulturhauses Bienenkorb

Menschen mit Behinderung brauchen nicht nur einen dem Alter angemessenen Ort zum Wohnen und zum Arbeiten, sondern auch einen für ihre Freizeit. Mit dieser Erkenntnis haben 1992, kurz nach der offiziellen Gründung der Behindertenhilfe, ambulant arbeitende Betreuer mit ihren Betreuten und einigen Angehörigen erste Angebote organisiert und gemeinsam mit den Betreuten durchgeführt. Hierfür wurden ihnen zwei kleinere Räume außerhalb des Stiftungsgeländes zur Verfügung gestellt. Diese Räume wurden aufgrund der dort wuchernden Pflanze ‚Kulturtreff Knöterich‘ genannt. Ein sehr passender Name, da sich, ähnlich wie das botanische Vorbild, aus dem sehr überschaubaren Kulturtreff Knöterich das weit verzweigte Kulturhaus Bienenkorb entwickelt hat. Das Kulturhaus bietet behinderten Menschen einen leicht erreichbaren Ort, an dem sie ihre Freizeitinteressen außerhalb des Bereichs Wohnen und Arbeiten entwickeln, ausprobieren und so selbst bestimmt wie möglich erleben können. Hieraus hat sich ein vielfältiges und nutzerorientiertes Programm entwickelt, welches im hohen Maße von Menschen mit Behinderung selbstorganisiert wird.

Das Kulturhaus Bienenkorb in seiner heutigen Form liegt direkt auf dem Stiftungsgelände des Rauhen Hauses. Es hat eine Gesamtfläche von ca. 180 m². Diese teilen sich auf in einen großen Veranstaltungsraum mit anschließender Küche und Terrasse, einen größeren Raum für eine vielseitige Nutzung von Freizeit-, Bildungs-, Betreuungs- und Besprechungsangeboten, einer kleinen Werkstatt für handwerkliche Tätigkeiten, und drei Büroräumen, wovon zwei vom Kulturteam genutzt werden. Die Einrichtung ist modern und zweckmäßig, die Ausstattung großzügig und vielfältig. Selbstverständlich sind die Räume behindertengerecht und stehen ausschließlich dem Kulturteam und den Nutzern des Kulturhauses zur Verfügung.

Nutzer des Bienenkorbes sind in erster Linie Menschen mit geistiger Behinderung. Diese leben in stationären oder ambulant betreuten Wohngruppen oder in ihrer eigenen Wohnung. Sie kommen vom Stiftungsgelände, aus dem Stadtteil Horn, aber auch aus anderen Regionen Hamburgs. Zunehmend mehr Stammgäste werden mit sehr wenigen Stunden und manche auch gar nicht betreut. Auch diese Menschen haben in der Regel die Erfahrung machen müssen, den an sie gestellten Anforderungen in der Schule und später auf dem Arbeitsmarkt nicht gerecht zu werden. Im Kulturhaus finden sie eine Gemeinschaft, in der ihre Fähigkeiten geschätzt, gebraucht und nicht selten herausragend sind. Es gibt keine Zugangsvoraussetzung, alle Angebote stehen grundsätzlich jedem offen und sind integrativ.

Bei allen Veränderungen und Entwicklungen in den letzten 18 Jahren ist die Beteiligung und Mitwirkung von Menschen mit Behinderung stets konzeptioneller Mittelpunkt geblieben. Wie die Kulturarbeit und Mitwirkung heute funktioniert zeigt das Schaubild:



3. Wie ist der Bienenkorb organisiert – wir sind Bienenkorb!

a) Mitbestimmung: Wie geht das?

Wer mitbestimmen will, muss informiert werden und braucht ein Forum, wo er gehört wird. Aus diesem Grund gibt es einmal im Monat einen Mitbestimmungstreff. Hier werden die Nutzer nicht nur über interne und externe Veränderungen informiert (z.B. Personalveränderung, neue Gesetze, Veranstaltungen ...), sondern auch nach ihren Wünschen und Ideen gefragt. Oft werden hier neue Angebote ins Leben gerufen.

Gemeinsam werden auf dem Mitbestimmungstreffen auch die Umgangs- bzw. Hausregeln, Beschwerden und Ärgernisse besprochen. An diesen Treffen nehmen die Nutzer, Honorarkräfte, Praktikanten, einige Freiwillige, das Kulturteam, Arbeitsbegleiter und die Leitung teil. Der Mitbestimmungstreff hat somit eine hohe Priorität bei allen Mitwirkenden.

Alle Angebote werden durch pädagogisch erfahrene Honorarkräfte begleitet und unterstützt. Diese achten darauf, auch außerhalb der offiziellen Mitbestimmungstreffen spontane und leise geäußerte Anregungen und Wünsche von den Nutzern wahrzunehmen und an das Kulturteam weiter zu leiten.

Aus den Angeboten mit öffentlichem Charakter haben sich in den vergangenen Jahren kleine Teams gebildet, die sich in der Regel aus Stammgästen zusammensetzen. Diese mitarbeitenden Teams halten regelmäßig Besprechungen ab, auf denen Dienstpläne, Serviceangebote und Rahmenbedingungen der einzelnen Veranstaltungen erarbeitet werden. Auf diese Weise garantieren sie eine hohe und gleichbleibende Qualität. Die behinderten Mitarbeiter engagieren sich freiwillig und in der Regel neben ihrer regulären Arbeit in WfbM's oder sonstigen Beschäftigungsstätten. Sie erhalten für ihre sehr hohe Verlässlichkeit eine minimale finanzielle Entschädigung und eine maximale Anerkennung aller anderen Besucher der Veranstaltung.

b) Arbeitsbegleitung: Was ist das?

Durch die Schaffung von Arbeitsplätzen für Menschen mit Behinderung im Kulturhaus konnte die Kulturarbeit für und von Menschen mit Behinderung auf einen zumindest kleinen, gesicherten und refinanzierten Bereich gestellt werden. Strukturell unterstehen die Mitarbeiter der Kulturleitung, sie haben jedoch eine große Mitwirkungsmöglichkeit durch tägliche Besprechung und gemeinsame Entscheidungen. Hierzu gehören Anfragen zu Dienstleistungen, Service und inhaltliche Nutzung der Räume. Neben einer hohen Anerkennung und Wertschätzung auch von externen Personen, beobachten wir eine zunehmende Wirksamkeit ihrer Arbeit. Andere behinderte Menschen werden mutiger, trauen sich was zu und wollen mitmachen, da sie eine eigene Wertschätzung ihrer Arbeit nicht selten vermissen. Außerdem haben die Mitarbeiter des Kulturteams wichtige Details für die Abläufe der Angebote viel besser in Erinnerung als das Fachpersonal mit seinem pädagogischen Blickwinkel.

Die Arbeitsplätze im Kulturhaus Bienenkorb sind über die Individuelle Arbeitsbegleitung (IAB) des Rauhen Hauses organisiert. Die IAB ist eine „Sonstige Beschäftigungsstätte“ (gem. § 56 SGB XII) und vergleichbar mit dem Arbeitsbereich einer Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM). Sie bietet Leistung zur Teilhabe am Arbeitsleben (nach dem VI. Kapitel SGB XII i.V. mit § 33 SGB IX) an.

Unter Anleitung einer Arbeitsbegleiterin/ eines Arbeitsbegleiters werden in den unterschiedlichen, kleinen Projekten Dienstleistungen für verschiedene Auftraggeber erbracht, z.B. gibt es ein Fensterputzprojekt, mehrere Garten- und Hausmeisterdienste, ein Pferdeprojekt und die Kulturteams, die die Organisation der Kulturtreffs wie dem Kulturhaus Bienenkorb übernehmen.

Im Kulturteam des Bienenkorbs arbeiten 4-5 Beschäftigte, die mit der Unterstützung der Arbeitsbegleitung für sämtliche organisatorische Belange im Betrieb des Bienenkorbs zuständig sind, z.B. die Programmerstellung und -organisation, Monatsplanerstellung und -verteilung, Postdienste,

Einkäufe, Anmeldungen zu Veranstaltungen, Reservierungen und Service, Telefon/Emaildienste und den Kundenverkehr.

In diesen Arbeitsprojekten sowie auf Einzelarbeitsplätzen werden Teilnehmer vorübergehend oder dauerhaft beschäftigt, um die Erwerbsfähigkeit zu erhalten, zu verbessern oder wiederherzustellen und ihre Teilhabe am Arbeitsleben möglichst auf Dauer zu sichern. Es wird versucht, geeignete Teilnehmer auf den 1. Arbeitsmarkt zu vermitteln.

Dabei folgt die Arbeitsbegleitung dem Gedanken, dass Arbeit das Gefühl vermittelt, nützlich zu sein und gebraucht zu werden. Sie steigert das Selbstwertgefühl. Durch Arbeit werden Fertigkeiten und Kenntnisse erworben, eigene Fähigkeiten und Stärken gefördert und Erfahrungen gesammelt. Es findet eine Stabilisierung der Lebenssituation durch sinnvolle, den Tag strukturierende Arbeit statt. Soziale Kontakte entstehen im arbeitsweltlichen Kontext. Die Arbeit ermöglicht individuell angemessene Arbeitsanforderungen und -inhalte im geschützten Rahmen und wohnortnahen Umfeld. Zudem gibt es die Möglichkeit der beruflichen Weiterbildung. Durch einen Arbeitsbeirat findet eine Ermutigung zur Mitwirkung und zum Eintreten für die eigenen Rechte als Arbeitnehmer statt.

Grundsätzlich wird das Selbstvertrauen durch gesellschaftliche und persönliche Wertschätzung gefördert, einhergehend mit der Steigerung an Selbständigkeit. Die Besonderheiten der IAB sind, dass sie mehr Personal und Sachmittel einsetzen kann als die WfbM. Dadurch werden viele, kleine unterschiedliche Arbeitsangebote an unterschiedlichen Orten möglich, die insgesamt eine Arbeitsvielfalt mit unterschiedlichen geforderten Profilen präsentieren. Die Bezahlung der Teilnehmer erfolgt nach einem stufenweisen Entlohnungsmodell. Arbeitserprobung wird durch Praktika unternommen. In den Arbeitsbereichen wird mehr Dienstleistung als Produktion geleistet. Gesucht wird nach individuellen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Neigungen. Die IAB ermöglicht auch Teilzeitbeschäftigung gemäß individueller Zumutbarkeit. Zurzeit ist die Kernarbeitszeit im Kulturteam von Montag bis Freitag von 9-15Uhr.

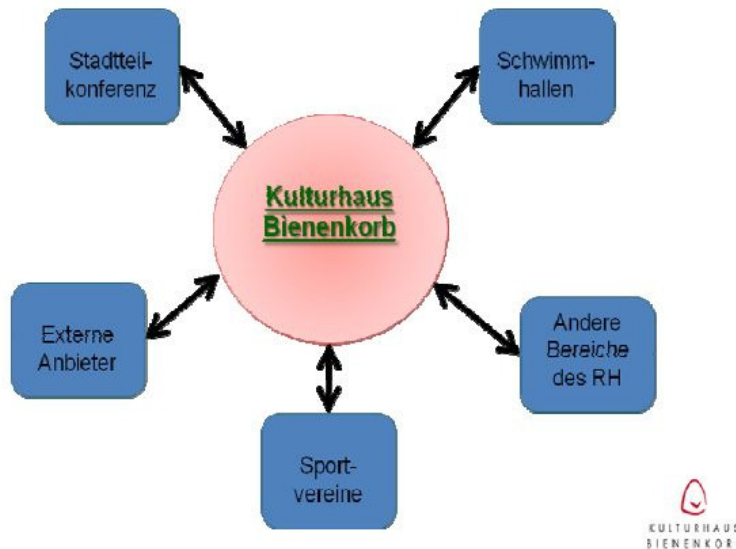
4. Welche Angebote gibt es im Bienenkorb



5. Kooperationen

Nicht erst seit den UN-Konventionen und der Diskussion um eine inklusive Gesellschaft bemühen wir uns um Kooperationspartner und eine Erweiterung des sozialen Netzwerkes und damit um größere Akzeptanz von Menschen mit Behinderung im Stadtteil. Neben eigenen bereits beschriebenen Angeboten in denen wir Menschen zu uns einladen, haben wir folgendes Netzwerk erarbeitet:

Kooperationspartner / Vernetzung



6. Finanzierung des Bienenkorbs

Der Kulturbereich wird aus vielen verschiedenen „Töpfen“ finanziert. Die wenigsten sind refinanziert und von daher auch die Achillesferse der Kulturarbeit. Alle Formen der Finanzierung genügen dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit.



7. Spannungsverhältnis: Schutzraum versus Normalität

Der Vorgänger des Bienenkorbs, der „Knöterich“, ist für die Zielgruppe der Menschen mit geistiger Behinderung geschaffen worden. Hier sollten diese Menschen einen öffentlichen Ort finden, an den sie gerne kommen um sich zu treffen, zu unterhalten, zu feiern, zu malen, gemeinsam Ausflüge zu machen, etc.

Der Gedanke beinhaltet, dass hier auch alle anderen Menschen herzlich willkommen sind, aber „alle anderen“ durften nicht die Menschen mit Behinderung veranlassen, diesen Ort zu meiden, bzw. sich hier nicht mehr wohl fühlen zu können. Damit sind nicht persönliche Probleme und Konflikte von Sympathie und Antipathie zwischen Einzelnen gemeint – dies bringt das menschliche Zusammenleben immer mit sich - sondern damit ist eine strukturelle und gesellschaftliche Dimension angesprochen, die Menschen mit Behinderung, in diesem Falle mit geistiger Behinderung, zu großem Teil aus dem öffentlichen Leben immer noch ausschließt.

Die von uns betreuten Menschen bringen die Erfahrung der Sozialisation als behinderter Mensch mit sich! Diese Erfahrung ist einerseits stark durch Ausschlussmechanismen, Diskriminierungen, Zugangsbeschränkungen und andererseits durch den Aufenthalt in Spezialeinrichtungen (Schule, Arbeitsplatz, Wohnhaus) geprägt.

Durch die Schaffung eines Ortes für die kulturelle Teilhabe für Menschen mit Behinderung, ließe sich behaupten, unterstütze man doch diese Spezialbehandlung, manifestiere und reproduziere sich doch diese Erfahrung erneut. Dieses Argument ist nicht zu widerlegen, jedoch bedarf es dieser Treffpunkte (noch), um Menschen mit Behinderung einen Ort zu bieten, an dem ihr menschlicher, sozialer und kultureller Ausdruck mehrheitlich und somit normal ist. Ansonsten beschreibt die Mehrheitsgesellschaft was normal ist, auch im Sinne von erwünscht oder unerwünscht.

Kontakt:

Maren Röse, mroese@rauheshaus.de

Juliane Geuke, jgeuke@rauheshaus.de

Alexandra Puchner / Gabriele Stanger, Hagenberg

KARUBA – eine Insel zwischen Wunsch und Wirklichkeit

Inszenierte Fotografie in der EDV-Werkstätte in Hagenberg

Übrigens, es gibt diesen Ort wirklich – er liegt irgendwo im Kongo; heute wollen wir Ihnen aber unser Karuba vorstellen.

Wie kommt es eigentlich zu so einem Projekt?

Der Beginn ist oft das Schwerste, wie man manchmal glaubt. In unserem Fall zum Glück aber nicht. Denn die zündende Idee zu diesem Projekt war ein Kalender, und zwar ein kunstvoll gestalteter Werbekalender, den ein Kollege mit in die Arbeit gebracht hatte.

Unser Selbstverständnis dabei:

Was andere können, das können wir allemal, aber auf unsere Art und Weise und mit unseren Intentionen. Die waren: Menschen mit Beeinträchtigung in den Mittelpunkt zu stellen, sie ins rechte Licht zu rücken, wie man werbetechnisch zu sagen pflegt. Ziel war es, ein ansprechendes Kunstwerk zu schaffen, welches die Persönlichkeiten und subtilen Charakterzüge unserer betreuten MitarbeiterInnen in ihren besonderen Bildern oder Fotomontagen widerspiegeln.

Auch für die Namensgebung unseres Projekts stand der Zufall Pate. Und zwar in Form des blauen Sweaters eines betreuten Mitarbeiters - mit dem Schriftzug „Karuba“.

Was braucht so ein Projekt zum Gedeihen?

- **Begeisterung**

Wir alle waren von der Idee, einen besonderen Kalender zu gestalten, total fasziniert. Und unsere betreuten MitarbeiterInnen konnten wir mit unserer Begeisterung anstecken, was wohl ein grundlegendes pädagogisches Prinzip in sozialer Arbeit überhaupt ist. Ulli Luger, eine betreute Mitarbeiterin von uns, war z.B. mit großem Eifer selbst als Fotografin mit dabei.

- **Persönlicher Einsatz**

– auch einmal über die normale Arbeitszeit hinaus. Karuba hat uns auch in unserer Freizeit beschäftigt, z.B. auf der Suche nach geeigneten Requisiten bei Freunden, zu Hause und anderswo. Projekte haben ja den Charakter, dass sie nicht mit offiziellem Dienstschluss enden, sondern das Denken und Beobachten in einer solchen Phase nachhaltig bestimmen.

- Einmal **Freiraum** von der alltäglichen Computerarbeit **nehmen**

Den Alltag einer EDV-Werkstätte auch einmal anders zu sehen. An den Vormittagen war unsere Hauptaufgabe die Inszenierung der einzelnen Bilder. Alles andere durfte in dieser Zeit etwas in den Hintergrund treten.

- **Infrastruktur** schaffen

Da wir keinen eigenen Raum zur Verfügung hatten, war es jeden Tag aufs Neue eine

Herausforderung, unseren Speisesaal in ein Fotostudio zu verwandeln – und spätestens zu Mittag wieder zurück zu verwandeln, damit wir gemütlich und in Ruhe Mittagessen konnten.

- **Eine Leitung, die einen unterstützt und einem vertraut**

Kreativität entsteht im Vertrauen um die eigenen Fähigkeiten. Auch die Unterstützung unseres Chefs Nello Gaito war uns eine große Hilfe.

- **Zusammenarbeit im Team**

Während sich die einen vor allem auf die Verwirklichung des Projekts gestürzt haben, waren die anderen für die Organisation und die Bewältigung des Alltags zuständig. Es war eine perfekte Ergänzung, die wir hier wahrnehmen konnten.

- **Augen und Ohren offenhalten**

Eben um möglichst viel Unterstützung von allen Seiten zu bekommen. Gleich zu Beginn haben wir den internen Stöberladen am Linzerberg unsicher gemacht und kistenweise Requisiten als Leihgaben mit nach Hagenberg genommen.

- Und da man bei so einem Projekt auch immer wieder an Grenzen stößt und Rückschläge einstecken lernen muss, ist **Improvisationstalent** von wesentlichem Vorteil. Am Tag vor dem ersten offiziellen Fotoshooting gab es Probeaufnahmen. Dabei mussten wir einsehen, dass die Bilder viel zu dunkel werden und noch Beleuchtung fehlte. Unser Koch, ein begeisterter Laienschauspieler, kam da gerade recht und stellte uns spontan die Beleuchtung seiner Theatergruppe zur Verfügung.

- **Niedrige Kosten mit höchstem Nutzen**

Durch Eigeninitiative und Leihgaben beschränkten sich die Ausgaben auf ein Minimum. Das Eigenengagement dabei ist unbezahlbar, was sich wohl von selbst versteht.

Was bringt so ein Projekt?

- **Intensive Auseinandersetzung** mit den einzelnen Personen der Werkstätte

Eine der wichtigsten Vorarbeiten waren die Gespräche. Anhand von verschiedenen Fragen, wie z.B. „Was ist mir wichtig?“, „Was macht mir Spaß?“, „Was brauche ich?“ wurden die Wünsche und Vorstellungen der betreuten MitarbeiterInnen erarbeitet. Die rege Beteiligung all ihrer Kollegen und Kolleginnen war ein wesentlicher Bestandteil von Karuba und dessen Erfolg. Es war buchstäblich ein „achtsam aufeinander schauen“.

- **Anerkennung**

Da die Dienstleistungsprodukte der EDV-Arbeit oft nicht so greifbar sind, ist es besonders wichtig, eben ein Produkt wie „Karuba“ in Händen halten zu können. Der 2. Platz beim hausinternen Viktor, dem Medienpreis des Diakoniewerks, hat allen einen enormen Auftrieb gegeben.

- **Professionalität**

Wir sind als EDV-Werkstätte daran in jeder Hinsicht miteinander gewachsen. In diesen

Monaten sind wir uns auf nicht alltäglichen beruflichen Pfaden näher gekommen, haben viel voneinander lernen und erfahren dürfen und sind daraus gestärkt hervorgegangen.

- **Inhaltlicher Auftrag**

Sieht man Karuba als pädagogisches Konzept, dann ist es in höchstem Maße bedarfsorientiertes und bedürfnisorientiertes Arbeiten für und mit unseren betreuten MitarbeiterInnen. Dieses Projekt stellt die Ausnahme von der Norm dar. Aber mit solchen Aktionen können wir die Qualität unserer Betreuungsarbeit laufend verbessern.

Kommen wir zum Resümee, als einen Aufruf an Sie!

Haben Sie den Mut und sehen Sie Behindertenarbeit einmal durch eine andere Brille. Eine, die offen für Inspirationen aus dem Alltag heraus ist, wie in unserem Fall dieser Kalender.

Machen Sie die Dinge nicht kompliziert, schulen Sie die Wahrnehmung, lassen Sie sich auf die Menschen und auf die Sache bzw. die Inhalte ein.

Der Ort Karuba liegt irgendwo in Afrika, aber in unserem Fall liegt er ca. 25 km nördlich von Linz - in der EDV-Werkstätte in Hagenberg.

An Karuba sieht man, was Begeisterung vermag.

Kontakt:

Alexandra Puchner / Gabriele Stanger, edv-hagenberg@diakoniewerk.at

Die ReferentInnen

Prof.ⁱⁿ Angelica Bäumer, Wien

Kulturjournalistin, Autorin, Kunstmanagement. Studium der Musik, Architektur und Kunstgeschichte, freie Mitarbeiterin beim ORF, Hörfunk und Fernsehen, Ausstellungen und Symposien, Monographien und Katalogtexte über österreichische Künstlerinnen und Künstler, (u.a. „Kunst von Innen-Art Brut in Austria“). Bis 2005 Vorsitzende des Trägervereines des „Art Brut Zentrums“ Gugging.

Prof. Dr. Reinhard Markowetz, Freiburg i. Breisgau

Real- und Sonderschullehrer, Diplompädagoge, Professor für Heil- und Inklusionspädagogik; Studiengangsleiter Heilpädagogik/Inclusive Education an der Katholischen Fachhochschule Freiburg i.Br. Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Inklusion von Menschen mit Behinderung an der Schnittstelle von Schule und Beruf, in der beruflichen Bildung, Erwachsenenbildung, Freizeit, im Lebensbereich Wohnen und Alter.

Alexandra Puchner, Hagenberg i.M.

Fach-Sozialbetreuerin / Behindertenbegleitung, seit 2005 Mitarbeiterin der EDV-Werkstätte Hagenberg; 2003-2004 Leiterin des Eltern-Kind-Zentrums in Engerwitzdorf; ehrenamtliche Tätigkeit in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit; derzeit Ausbildung zur Diplom-Sozialbetreuerin / Behindertenbegleitung.

Maren Röse, Hamburg

Studium der Sozialpädagogik an der Fachhochschule Hamburg mit dem Schwerpunkt Behindertenpädagogik; seit 1993 Sozialpädagogin im Rauhen Haus Hamburg/Abteilung Behindertenhilfe; seit 2000 Teamleitung für das Kulturhaus Bienenkorb (Kultur und Bildungsangebote für Menschen mit Behinderung, Partizipation und Empowerment, Sozialraumorientierung, Freiwilligenkoordination für die Abteilung).

Mag.^a Margarete Salaberger, Gallneukirchen

Studium der Psychologie mit Schwerpunkt Sonder- und Heilpädagogik in Wien. Seit 1995 als Psychologin, Hausleitung und Bereichsleitung in der Behindertenhilfe des Evangelischen Diakoniewerks Gallneukirchen tätig. Seit 2009 im Kompetenzmanagement Behindertenhilfe zuständig für die Weiterentwicklung und Sicherung der Betreuungsqualität für Menschen mit Behinderung.

Mag.^a Gita Šapranuskaitė, Rumšiškės/Litauen

Studium der Geschichte an der Universität in Vilnius, Litauen. Seit 1984 als Kultur-Pädagogin im Freilichtmuseum Litauens in Rumšiškės tätig. Seit 1998 Leiterin der nichtstaatlichen, non-profit Bildungs-Institution "Gutakademie des Museums in Rumšiškės", in der Fortbildungen für Kunsttherapie, Kulturarbeit und Handwerk angeboten werden.

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Saskia Schuppener, Leipzig

Studium der Heil- und Sonderpädagogik, Psychologie und Lehramt für Sonderschulen an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Dissertation zum Thema "'Ich bin ja wie ein Profi...' - Selbstkonzept und künstlerische Kreativität von Menschen mit geistiger Behinderung". Zahlreiche praktische Tätigkeiten in pädagogisch-psychologischen Berufsfeldern mit Schwerpunkt Menschen mit geistiger Behinderung. Wissenschaftliche Tätigkeit und Lehraufträge an mehreren europäischen Universitäten. Seit 2007

Professorin für Geistigbehindertenpädagogik an der Universität Leipzig, seit 2009 Leitung des Institutes für Förderpädagogik der Universität Leipzig.

Mag. Dr. Reinhard Skolek, St. Pölten/Wien

Studien der Veterinärmedizin, Medizin, Psychologie und Rechtswissenschaften. Ehrenpräsident und Lehranalytiker der Österreichischen Gesellschaft für Analytische Psychologie (C.G.Jung-Gesellschaft), Psychotherapeut, Supervisor, Leiter des Zentrums für Psychotherapie und psychosoziale Gesundheit an der NÖ Landesakademie.

Gabriele Stanger, Hagenberg i.M.

Absolventin der Fachschule für Mode- und Bekleidungstechnik Linz; Lehrgang Behindertenarbeit für Berufstätige an der Lehranstalt für Heilpädagogische Berufe in Gallneukirchen; 1984-1994 Behindertenbetreuerin im Diakoniewerk im Wohn- und Arbeitsbereich; Weiterbildungen in Unterstützter Kommunikation; seit 2005 Behindertenbetreuerin in der EDV-Werkstätte Hagenberg.